*Biogr.
1098
u

Biogr. 1098 u
Fontana

Geschichte eines Excommunicirten.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein. 2 Bde. 3 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — **Bilder und Skizzen.** 2 Bde. 2⅔ Thlr. — **Die Tochter des Spielers.** 3 Bde. 4 Thlr. — **Unverhofft kommt oft.** 1⅓ Thlr.

Gayette, Jean Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 5⅓ Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 2 Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — **Satan Gold.** 1 Thlr. — **Advokat Schnobeles.** 2 Bde. 1½ Thlr. — **Fes und Tschako.** Soldatengeschichten. 1 Thlr. — **Ein moderner Don Juan.** 2 Bde. 2½ Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1½ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. Roman und Geschichte in 10 Bänden à 1⅓ Thlr — **Napoleon III.** 8 Bände à 1⅓ Thlr. — **1830.** Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — **1831.** Polens letzte Tage. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 4⅔ Thlr. — **Zur Ehre Gottes.** Eine Jesuitengeschichte. 2 Bde. 1½ Thlr. — **Die Sanfara T. A.** 4 Bde. 2½ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — **Zwischen Fürst und Volk.** Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3½ Thlr. — **Charaktermasken.** 3 Bde. 4½ Thlr. — **Durch Sardinien.** 1 Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Pichler, Louise, Werke 1.—20. Band à 12 Ngr.

Inhalt: 1.—4. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige. 5.—12. Der letzte Hohenstaufe. 13. 14. Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 15.—18. Aus böser Zeit. 19.—20. Vergangene und vergessene Tage.

(Jedes der Werke wird auch einzeln gegeben).

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 4 Thlr. — **Novellistische Gemälde aus Stadt und Land.** 2 Bde. 2⅔ Thlr. — **Handwerk und Industrie.** 2 Bde. 2½ Thlr. — **Drei Christabende.** 1 Thlr. — **Der letzte Churfürst von Mainz.** 3 Bde. 2 Thlr. — **Das Haus der Hofräthin.** 2 Bde. 1⅔ Thlr. — **Aus dem schwäbischen Volksleben.** 1 Thlr. — **Die Braut im Kloster.** 3 Bde. 3½ Thlr.

Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagogischer Roman. 1½ Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

Geschichte

eines

Excommunicirten.

Eine Selbstbiographie

von

Augustin Smetana.

Aus dessen Nachlasse herausgegeben.

Mit einem Vorwort

von

Alfred Meißner.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1863.

263 - H.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Vorwort.

Als ich im vorigen Jahre in einem mit Recht vielverbreiteten Organ, in der „Presse", einen Artikel veröffentlichte, der dem Andenken an Augustin Smetana, Kreuzherrenordenspriester und supplirenden Professor der philosophischen Lehrkanzel in Prag gewidmet war, wußte ich nicht, daß sich im Nachlaß des Hingeschiedenen eine vollständige Biographie befinde, die allerdings ein weit klareres und farbenreicheres Bild seiner Entwicklung und seiner Prüfungen bringt, als ich es zu geben im Stande gewesen wäre. Diese Memoiren, die der Verfasser in seinen letzten Lebensjahren schrieb, während er den Keim des Todes bereits in seiner Brust trug, sind seitdem nach Leipzig gewandert, und ich erfülle den Wunsch meines Freundes und Verlegers, indem ich sie mit ein paar Worten bei dem Leser einführe.

Mich haben jene Bogen, deren Durchsicht mir, nachdem sie die Presse verlassen, gegönnt war, mit einem mächtigen Interesse erfaßt und ich denke, daß sie jeden reiferen Leser in culturhistorischer wie in psychologischer Beziehung fesseln und zum Nachdenken stimmen werden. Nach ihrer culturhistorischen Seite hin sind sie darnach angethan, die Regierung und die öffentliche Meinung über die vielfachen Mängel unserer niederen und höheren Volkserziehung aufzuklären, während sie uns andererseits den Blick in ein edles und unglückliches Menschenherz eröffnen. Es macht einen nachhaltigen, tief melancholischen Eindruck, diesen streng und edelangelegten Idealisten durch die harte Schule seines Lebens zu begleiten, seine Erfahrungen und Enttäuschungen kennen zu lernen und diese Natur, in welcher sich das kindlich Weiche mit dem stoisch Starren mischt, sich im Kampfe um die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugungen zu Tode bluten zu sehen. Mir scheinen diese anspruchslosen Blätter in ihrer Fassung zuweilen die Wirkung des besten Romans zu überbieten; jedenfalls ist der Mann, der diese Blätter schrieb, als eine der eigenthümlichsten Erscheinung seiner Zeit zu bezeichnen.

Man verstehe mich wohl. Nicht dadurch, daß er mit der Kirche zerfiel, ist Smetana eigenthümlich. Es gehört in unserer Zeit keine besondere Geisteskraft dazu, sich von den Fesseln gewisser Dogmen frei zu machen und wie er es gethan, den Humanismus als die Religion der Zukunft zu proclamiren. Die Aufklärung hat die mittelalterliche Weltanschauung ziemlich gründlich zersetzt und es wird wohl mit den religiösen Ueberzeugungen der Priester unserer Tage nicht viel anders beschaffen sein, als mit denen der Mehrzahl gebildeter Laien. Eigenthümlich ist Smetana dadurch, daß er diesen Conflict herauskehren mußte und sich zu keinem Compromiß verstand, während tausend und zehntausend Andere das predigen, was sie nicht glauben. Oder wird man mir sagen wollen, daß die tausend Priester katholischer Confession alle an die Wunder glauben, die sie verrichten, und an die Dogmen, die sie lehren?

So war Smetana im strengsten Sinne des Wortes ein sittlicher Charakter. Er hatte nicht die für's Leben so bequeme Gabe der Accomodation und lebte für die Wahrheit oder für das, was er für Wahrheit hielt, mit jener Consequenz, die

Andere sonst nur für den Erwerb oder das Vergnügen in Bereitschaft haben. Was ihm Wahrheit war, das mußte heraus. Auf mich hat die Schrift den Eindruck des Tragischen gemacht, nicht jenes Tragischen nach Schulmeisterauffassung, das einer Schuld zur Unterlage bedarf, sondern jener unendlich tieferen Tragik, welche darthut und lehrt, „wie verkehrt es noch immer in der Welt zugehe“ und wie schwer, ja fast unmöglich es dem wahrhaft edel und idealistisch angelegten Menschen wird, in der Welt durchzukommen.....

Wie jetzt die Dinge stehen, ist die Religion noch für Viele und Viele das große Anaestheticon, das große schmerzstillende Mittel, dessen Bedeutung nur der unterschätzen wird, der das Leid der Welt nicht kennt. Es wäre 'schlimm, wenn all' die Aerzte, die es verabzureichen da sind, es mit dem stoischen Ernste Smetana's zurückwiesen; es wäre aber auch ein schlimmes Zeichen für die Moralität dieses Standes, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit Einer fände, der den Muth der Wahrheit hätte, und der bei der Umwandlung seiner Ueberzeugung das Aergerniß in den Kauf nähme und der Unsicherheit und der Armuth, so wie der Achterklärung der öffentlichen Meinung

kühn und fest entgegenginge, wie es Smetana gethan.

Smetana war durch Geburt wie durch Charakter ein Czeche. Er hat in seinem Charakter wie in seinem Lebenslaufe und seinem Lebensende eine Aehnlichkeit mit Carl Hawlicek, jenem edlen überzeugungstreuen und unerschrockenen Kämpen der böhmischen Presse, der unter dem Bach'schen Regime von Weib und Kind getrennt, im ultramontanen Brixen „internirt" wurde und die Heimat nur wiedersah, um in ihr zu sterben. Er hatte wie dieser den harten Kopf, die Mischung von Schwärmerei und schonungsloser Logik, und den unbeugsamen Charakter. Er hat aber für uns Deutsche ein noch größeres Interesse, weil er, fern von jeder nationalen Gereiztheit, ein Schüler deutscher Bildung war und sich als deren Verkünder fühlte. Ich wollte, die Deutschböhmen hätten politische Charaktere von gleichem Gewichte aufzuweisen......

Am wenigsten hoffe ich den Vorwurf zu hören, daß das Buch, weil es viele wunde Stellen des clerikalen und bürgerlichen Lebens berührt, besser ungedruckt geblieben wäre. Die Zeit, in welcher man das Heil von der Verheimlichung

erwartete, ist gottlob vorüber und der Grundsatz, daß man wissen müsse, woran es fehlt, damit es besser werde, scheint endlich auch in höheren Regionen anerkannt zu sein. Die heutige Regierung Oesterreich's, die die Glaubensfreiheit selbst in Tyrol durchzusetzen unternommen, ist nicht mehr die alte, vormärzliche, von ultramontanem Geiste beseelte. Mögen auch die Bischöfe vielleicht ihren Diöcösanclerus vor der Lektüre dieser Schrift warnen; das brachium seculare wird, wie ich keinen Augenblick zweifle, sich nicht bemüssigt finden, der Verbreitung eines Buches Einhalt zu thun, das kein Libell, keine Schmähschrift, sondern lediglich eine Rechtfertigung ist.

Prag, am 29. Januar 1863.

Alfred Meißner.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Meine Eltern. — Heranwachsen im Schatten der Kirche. — Das Gymnasium. — Die philosophischen Jahrgänge. — Meine Disposition zum geistlichen Stand.

Nachdem ich das Gymnasium auf der Neustadt in Prag im Jahre 1830 nicht mit gewöhnlichen, sondern vorzüglichen Klassen absolvirt hatte, war ich trotz angestrengten Fleißes, wie ich später einsehen lernte, so unwissend, daß ich füglich die Gymnasiallaufbahn auf einer ausländischen Anstalt von Neuem hätte beginnen können. Doch nicht ich allein erntete diese Früchte unserer vormärzlichen Gymnasialbildung, anderen Schülern ging es nicht besser. Wie wäre dieses auch anders möglich gewesen, da die österreichische Regierung vor 1848 es sich angelegen sein ließ, systematisch den Geist der studirenden Jugend einzuschläfern, oder lieber gar nicht wach werden zu lassen. Sie brauchte ja keine Gelehrte, sondern nur gute Unterthanen. Die Liebens-

würdige! Sie war überzeugt, daß nicht sie der Völker wegen existire, sondern umgekehrt diese ihretwegen auf der Welt seien. Sie war ferner überzeugt, daß diese übrigens recht einträgliche Oeconomie eine göttliche Einrichtung sei. Daß diese Ueberzeugung den guten Unterthanen nicht ausgehe, dafür sorgten dann schon die frommen Herren vom alleinseligmachenden Glauben, die von jeher eben auch keine großen Liebhaber des allzu sehr aufblühenden, der christlichen Demuth nachtheiligen Wissens zu sein schienen. Für diesen Dienst, den sie aber nur in ihrem eigenen Interesse der weltlichen Regierung erwiesen, durften sie ihre weitern Wahrheiten unter den Schutz der Polizeigewalt stellen, durfte sie Niemand in Wort und Schrift antasten, mußte es hübsch finster bleiben und blieben ihre alleinseligmachenden Wahrheiten unwiderlegt. Es ist bezeichnend, daß sich die Pfaffen bisher noch immer als die abgesagtesten Feinde der freien Presse und als die eifrigsten Vorkämpfer des niederträchtigsten Instituts der menschlichen Gesellschaft, der Censur, erwiesen haben. Waren es doch die Päpste, vorzüglich Leo X., die diese Einrichtung ins Leben riefen. Wen dieser einzige Umstand, daß die Unfehl-

baren das Licht scheuen und dem offenen freien Kampf überall ausweichen, über den Werth ihrer Glaubenslehren nicht aufklärt, — nun der verdient in der That, ihrer Heerde weiter anzugehören.

Ich, als absolvirter Gymnasiast, gehörte natürlich mit Leib und Seele der römisch-katholischen Heerde an. Ich hörte nur immer: das und jenes muß man glauben um selig zu werden, und glaubte. Ich haßte und fürchtete die Protestanten als böse Menschen, ich haßte und verachtete die Juden, gerade wie all' die andern Kinder, die katholisch erzogen wurden. Ich begriff natürlich die katholischen „Religionswahrheiten" nicht, aber nicht der leiseste Zweifel über dieselben erhob sich in meiner Seele. Mir imponirte damals vorzüglich eine Vorstellung, die mir noch nach meinem Austritt aus der katholischen Kirche Herr P. Schneider, Katechet am technischen Institut, vorhalten zu können glaubte, nämlich die: daß so viele Millionen, durch so viele Jahrhunderte das Alles geglaubt, was ich auch zu glauben hatte. Insbesondere wenn ich überlegte, daß so viel Kapläne, Pfarr- und Domherren, Bischöfe und Erzbischöfe, Kardinäle und Papst Katholiken

seien, war es mir unbegreiflich, wie die Juden noch so widerspenstig und die Protestanten so verhärtet sein könnten. So ein Kaplan schon war für mein einfältig Gemüth ein höheres Wesen. Bei mir wirkte nämlich ganz besonders noch ein Umstand auf das katholische Bewußtsein. Mein lieber Vater war an einer Kirche in Prag, an der St. Heinrichskirche, Kirchendiener. In dieser Kirche war ich so zu sagen aufgewachsen. Hier ministrirte ich beim Altare und sang als Chorknabe an Sonn- und Feiertagen, hier half ich vor jedem kommenden Feste meinem Vater in seiner Beschäftigung, hier beim Vater war ich auch lieber als zu Hause bei meiner Mutter, denn da mußte ich lernen und schreiben, dort konnte ich mich, wenn ich mein Pensum aufgeschrieben, erholen. Wenn ich nun sah, wenn der Kaplan und gar der Pfarrer kam, welch wichtige Personen sie seien, weil sich alles (sammt meinem guten alten Vater) vor ihnen beugte und bückte, ihnen die Hände küßte, welche Macht sie hatten und welches Vertrauen sie genossen — o! da eilte ich schnell wieder nach Hause, um ja keine Zeit zu versäumen, um alles „von hier — bis daher" auswendig zu lernen, um einst auch so ein

Kaplan und gar Pfarrer zu werden, und meinem guten Vater einst eine rechte, rechte große Freude machen zu können.

Der Gedanke Geistlicher zu werden, ward auf dem Gymnasium mein Lieblingsgedanke, er war übrigens auch ein nothwendiger Gedanke, denn ich konnte nicht bald genug versorgt sein, um meinen Eltern, die sich bei ihrem sehr beschränkten Einkommen auch für neun andere jüngere Geschwister umzusehen hatten, ihre schwere Bürde zu erleichtern. Es war ein Gedanke, der mich auch während der zwei „philosophischen" Jahrgänge, die sonst auf die sechs Gymnasialklassen in Oesterreich folgten, keinen Augenblick verließ, ja der selbst im Kloster die ersten Jahre mein sehnlichster Wunsch war. Noch weiß ich mich sehr gut zu erinnern, wie ich in den Ferien nach absolvirter Physik tagtäglich mit dem Gebetbüchlein im Sacke mich in die Teynkirche schlich (um ja nicht von irgend einem bösen Collegen darüber ausgehöhnt zu werden) wie ich mich da im dunkelsten Winkel niederkauerte, und ohne an das Gebetbuch zu denken meinen frommen Gefühlen freien Lauf ließ. Das eine Gefühl war gewöhnlich unter den andern vorherrschend, daß ich hier in der

Nähe des Allerhöchsten stehe. Dann ward in mir der Wunsch immer lebhafter, ich möchte in einen Abgrund versinken, um aus der tiefsten Tiefe dem Allermächtigen meine Gebete emporseufzen zu können.

Wie ein Verworfener kam ich mir vor, der durch sein Dasein die Majestät des Allerheiligsten beleidige und wenn dann bei herannahender Wandlung in der Kirche alles stille und lautlos wurde und das allerheiligste Gut vom Priester am Altare emporgehoben wurde, da rollten heiße Thränen über meine glühenden Wangen und noch jetzt, während ich dies niederschreibe, sagt mir meine lebhafte Erinnerung, wie schön und erhebend das Gefühl wahrer Andacht sei, wie wohlthätig es auf die Menschen, die nichts Höheres als die Andacht kennen, wirken müsse.

Andere Gänge, die ich in den Ferien nach absolvirter Physik tagtäglich machte, waren die in die Kreuzherrnkirche und in die Nähe derselben, um nur den einen oder andern meiner künftigen Brüder sehen und grüßen zu dürfen. Wie einem Bräutigam, der seine Braut bald heimführen soll und sie jeden Tag sucht und sieht, so war mir in jener Zeit zu Muth; denn mir war die sichere

Aufnahme ins Ordenshaus schon vor den Ferien zugesagt worden. Ich führe diese Kleinigkeiten an, um nur darzuthun, wie sehr ich damals für den geistlichen Stand und für den Eintritt ins Kloster disponirt war. Als endlich die Zeit meines wirklichen Eintrittes gekommen war, ich in Begleitung meiner Mutter die mir angewiesene Zelle betrat, die Mutter nach trauten, herzlichen Ermahnungen mich verließ, nachdem sie über mir, wie dies katholische Mütter ihren Kindern bei irgend einem Abschied thun, das Kreuz gemacht, da schob ich langsam und leise den Riegel meiner neuen Wohnung vor, fiel auf die Kniee und brach in ein seliges Weinen aus, den Herrn inbrünstig bittend, mich zu seinem frommen Diener weihen zu wollen. — Dies war der eine schönste Augenblick meines Lebens; der andere schönste Augenblick meines Lebens erlebte ich achtzehn Jahre später, als ich aus der Kreuzherrnmatrikel ausgestrichen und aus der r. k. Kirche excommunicirt wurde. — Freilich achtzehn Jahre ändern vieles. Und doch, wer sollte es glauben, gibt es Leute, die das nicht zu begreifen im Stande sind! Solche haben mir vorgeworfen, ich hätte meinen Stand einmal freiwillig gewählt, ich hätte ihn nicht verlassen

sollen. Statt jeder Antwort sollte hier das eine Wort: Achtzehn Jahre genügen, um sich das Räthsel des völligen Umschwungs meiner Anschauungsweise zu erklären; aber die Gedankenlosen wissen nichts von innern Metamorphosen. Ich hoffe ihnen mit des unbefangenen Lesers gütiger Erlaubniß Gründe der Umwandlung meiner Ueberzeugung vorzulegen, die ihnen faßbar sein werden. Wenn nicht, — nun auch dann ist dies Buch wohl nicht vergebens geschrieben.

Zweites Kapitel.

Meine philosophischen Schulstudien. — Erweiterter Gesichtskreis. — Erster Zweifel.

Als absolvirter Humanitätsschüler trat ich mit ausgezeichneter Klasse und einer eben so ausgezeichneten Ignoranz meine „philosophischen" Studien an. Wer in Oesterreich studirt hat, der weiß, daß ihn die beiden Jahrgänge der unter Metternich sogenannten „philosophischen Facultät" lieblich wie eine Oase in der großen Studienwüste österreichischer Schulen in der Erinnerung begrüßen. Nicht als ob die Wissenschaft und ihre Lehre in diesen zwei Schulen frei gewesen wäre, im Gegentheil, jeder Professor war verpflichtet seine Hefte dem Director, gewöhnlich einem hochgestellten Geistlichen, der selbst ein Professor gewesen und von der Wissenschaft nichts verstand, zur Durchsicht und Genehmigung vorzulegen, der obendrein verpflichtet war, — jedes Jahr insgeheim

ein Conduite der Professoren hohen Orts vorzutragen. Aber es waren da z. B. in Prag gewöhnlich an sieben- bis achthundert junge Leute aus allen Gegenden Böhmen's von der Gymnasialaufsicht emancipirt zusammen. Wegen der großen Menge mußten ihnen einige Freiheiten z. B., die den Stock ins Collegium nehmen zu dürfen, worauf sich so ein Hörer der Philosophie, namentlich in den ersten Wochen nicht wenig zu Gut that, gestattet werden, auch waren die Professoren dieser Klassen nicht solche Universalgenies wie die an den Gymnasien, indem jeder nur eine Wissenschaft versah, wodurch schon sein Verhältniß zu den Schülern lockerer wurde, auch wurde dem Hörer der Philosophie die Concession gemacht, daß er Herr titulirt wurde und bei der Prüfung sitzen durfte. Es bestand eigentlich unter Metternich an keiner österreichischen Universität eine philosophische Facultät, Metternich war der Philosophie, die nur als eine freie gedeihen kann, nicht hold; man wollte aber den Schein vor dem Ausland retten und stempelte die zwei letzten Gymnasialklassen zur philosophischen Facultät, indem die Gegenstände, die in diesen im Ausland gewöhnlich docirt werden, im Univer-

sitätsgebäude mit den erwähnten Concessionen gelehrt wurden. So dürftig nun auch der Unterricht in der sogenannten philosophischen Facultät war,*) so hatte man doch den einzigen Gewinn, den man aus den Studien zog, diesen beiden sogenannten philosophischen Jahrgängen zu verdanken. Die sogenannten Brodstudien, namentlich die theologischen und juridischen, — schlossen sich in würdiger Weise wieder an die Gymnasien an. Hier wurden die Studenten wieder wie Buben und dumme Jungen behandelt, mußten z. B. dem eintretenden Professor den Hut und Mantel abnehmen, dem abtretenden die Thür öffnen, sich häufig allerlei Schimpfreden sagen lassen, tagtäglich Lectionen „von hier — bis her" einbüffeln u. s. w. Was da vorgetragen, oft war es der größte Unsinn — mußte für eine so ausgemachte Wahrheit hingenommen werden, daß es

*) Das philosophische Lehrbuch wurde zuerst von einer Commission verfertigt, deren Mitglieder die Studienhofcommission in Wien ernannte. In der Moralphilosophie wurde unter anderen Pflichten eines guten österreichischen Unterthans auch die aufgezählt, an Sonn- und Feiertagen in die Kirche zu gehen und da entweder an dem Kirchenliede mitzusingen und aus einem Gebetbuch zu beten. Das war österreichische Studienhofcommissionmoralphilosophie.

Niemandem einfallen durfte, auch nur den dürftigsten Zweifel dagegen zu erheben. Was in den beiden philosophischen Jahrgängen den Geist etwas anregte und befreite, das war das Zusammensein so vieler junger Leute von allen drei Prager Gymnasien und aus allen Gegenden Böhmen's, wodurch ein pedantisches Ueberwachen der Jugend unmöglich wurde.

Die große Versammlung von drei- bis vierhundert jungen Leuten fühlte sich dem Professor gegenüber eine Macht und nahm keinen Anstand einen pedantischen, groben oder ungerechten Professor durch einige Opposition z. B. ein allgemeines Fußgetrampel zu ärgern. Daß dieser Oppositionsgeist gar nicht gefährlich war, davon hat sich Schreiber dieses aus eigener Erfahrung überzeugt, nie ist ihm eine solche Demonstration obwohl er nur ein supplirender Professor war, vorgekommen. Hatte schon die Opposition gelegentlichst etwas Geist in die jungen Leute gebracht, so hatten sie weiter eine große Auswahl für neue Bekanntschaften und Freundschaften, was in der Regel wohlthätig anregte. Das gegenwärtige Unterrichtsministerium hat für die so schändlich und himmelschreiend vernachlässigten

Volksschulen Oesterreich's bis jetzt so gut, wie nichts gethan, aber damit beeilte man sich vor allem die beiden philosophischen Jahrgänge aufzuheben und an die verschiedenen Gymnasien zu vertheilen. Man hat zwar dafür eine „philosophische Facultät" errichtet, aber um Jurist, Mediziner oder Theologe zu werden braucht man nur die acht Jahr Gymnasium absolvirt zu haben und braucht sich um die neue philosophische Facultät wenig zu kümmern. So verlieren die jungen Leute statt sechs unwiederbringlicher Jahren acht Jahre, wenigstens diejenigen, die an Pfaffengymnasien studiren, denn daß die nicht anders werden wie sie früher waren, dafür spricht die Erfahrung nicht minder als etwas weniges unbefangenes Urtheil. Man denke sich nun die Bildung solcher Leute, die schon acht Jahr am Pfaffengymnasium gewesen und dann ins Seminar und in ein Kloster treten, um da die theologischen Studien zu absolviren! Ich zweifle, daß alle Beamten im Unterrichtsministerium für diese Anstalten sind, ja ich kenne positiv eine einflußreiche Persönlichkeit im Unterrichtsbureau, die à tout prix gegen geistliche Gymnasien war, aber — der Herr Unterrichtsminister ist nun einmal von der Güte dieser An-

stalten überzeugt und die Heerde der Untergebenen heult mit dem Wolfe, wodurch zwar nicht das gemeine Beste, aber wenigstens das eigene gefördert wird. Nun, das ist zuletzt auch etwas. —

Was endlich die beiden philosophischen Jahrgänge auszeichnete, war der Umstand, daß die Studien in diesen beiden Jahrgängen trotz aller umsichtigen Präventiv- und Repressivmaßregeln, trotz der schlechten Lehrbücher, trotz der Gefahren, denen der Professor für jedes freie Wort ausgesetzt war, in wenigstens vergleichweise freierer Weise betrieben wurden. Wir erfuhren in der sogenannten philosophischen Facultät zum Erstenmal, daß man für einen und denselben Satz Gründe pro und contra aufstellen könne. Daß man eine sogenannte Wahrheit auch bezweifeln könne, daß manche tüchtige und berufene Männer die Wahrheit des gemeinen Haufens wirklich bezweifelt und geläugnet haben, kurz, daß der Mensch denken könne. Das war für mich wenigstens damals ein ungeheurer Gewinn. Es fing an, in meinem Kopfe ein wenig zu dämmern. Es hatte allerdings unmittelbar keinen durchgreifenden Einfluß auf meinen damaligen Glaubenskreis, wie

dieses aus dem ersten Absatz dem Leser ersichtlich sein muß; aber es war wenigstens der Anfang eines Anfangs aus der Dummheit, die man mich in der Jugend gewissenlos und widerrechtlich einsaugen ließ, später einmal herauszukommen. Am meisten trugen dazu der damalige Religionslehrer, (mein späterer Ordensvorstand) und der damalige Professor L. und zwar jener indirect, dieser direct bei. Professor L. trug Jakobi'sche Philosophie vor, freilich eine genugsam veraltete Lehre, die höchstens nur noch nach Oesterreich paßte — aber es war doch — Philosophie. Dafür soll er im zweiten Jahrgang, gewöhnlich um die Zeit, wo der Religionslehrer die Ewigkeit der Höllenstrafen demonstrirte, die Lehre vorgebracht haben: der Mensch könne als endliches Wesen nur endliche Schuld auf sich laden, endliche Schuld aber keine unendliche Strafe nach sich ziehen. So hörte ich wenigstens damals von Studenten des zweiten Jahrganges. Mir schien die Sache einleuchtend, auch hat sich von jeher mein Gefühl gegen dieses wahrhaft barbarische und rohe Dogma der katholischen Kirche gesträubt; endlich kamen mir schon damals die Einwendungen gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, die der Religionsprofessor

vortrug, viel vernünftiger vor, als die Widerlegungen derselben.*) Allein derselbe Religionslehrer wußte uns den Satz: daß vom Standpunkt der geschwächten Vernunft die Wahrheit der göttlichen Offenbarung oft sogar im verkehrten Lichte erscheine, und daß die menschliche Vernunft zur göttlichen in gar keinem Verhältniß stehe, so einzuprägen, daß jeder Zweifel der Vernunft gegen die katholischen Dogmen so zu sagen im Keime erstickt wurde. Noch als Theolog des ersten Jahres, als der Zweifel an die Ewigkeit der Höllenstrafen mich ärger plagte, schrieb ich einmal für mich einen Aufsatz, worin ich mir darin gefiel, die verschiedenen Lehren der Protestanten mit am hellen Tage angezündeten Kerzen und die katholische Lehre mit der herrlichen Sonne Gottes zu vergleichen. Ich fand es unverzeihlich, daß

---

*) Auf eine dieser Einwendungen weiß ich mich noch lebhaft zu erinnern. Sie lautet: Wenn es ewige Höllenstrafen gibt, so kann es leicht geschehen, daß ein Vater in den Himmel und der Sohn zur Hölle fährt. Kann der Vater mit dem Bewußtsein so von seinem Sohne ewig getrennt zu sein, der himmlischen Seligkeit wahrhaft theilhaftig werden? Die Widerlegung dieser einfachen naheliegenden Einwendung schien mir damals trotz aller Anstrengung des Religionslehrers nicht recht gelingen zu wollen.

die Protestanten ihr Eigensinn hindere, ihre Kerzen auszulöschen, um zu erfahren, daß sie in einem bloßen Wahn lebten, wenn sie glaubten, das schöne freundliche Tageslicht werde von ihren Lichtern erzeugt.

Drittes Kapitel.

Theologische Schulstudien. — Studium der Astronomie. — Weitere Zweifel. — Exegetische Studien. — Pater K . . . Meine Profeß und Priesterweihe.

So überzeugt, daß zwar vom Standpunkte der Vernunft manches Dogma unbegreiflich und unglaubhaft erscheine, daß aber der Standpunkt der Vernunft der Offenbarung gegenüber nicht der rechte Standpunkt sei, trat ich in den Orden der Kreuzherren ein. Meine angelegentlichste Sorge hier ging zunächst dahin, mich von den Zweifeln über die Ewigkeit der Höllenstrafen, die ich damals sogar für sündhaft hielt, loszumachen. Das schien nicht so schwer. Der Religionslehrer der Philosophie, der jetzige Ordensvorstand, durch dessen Vorträge jene Zweifel in meinen Gedankenkreis eingedrungen waren, wohnte als demselben Orden angehörig in demselben Hause wie ich. Zu ihm hatte ich ein besonderes Zutrauen, er von allen

Geistlichen und Professoren, die ich damals kannte, stand mir am höchsten; ihm vertraute ich meine geistige Krankheit — denn dafür hielt ich meinen Zustand — bittend, er möge sie heilen. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit that er mir den Vorschlag, ihn alle Tage vor dem Abendmahle auf eine halbe Stunde zu besuchen. Ich war selig, so oft in die Nähe eines Mannes, dem ich damals eine schwärmerische Verehrung weihte, kommen zu dürfen. Der strebende Jüngling vertraut um so mehr dem Manne, den er sich ja unendlich überlegen weiß, je weniger er sich selbst vertrauen zu können überzeugt ist.

Leider war das Resultat meiner Unterredungen mit dem verehrten Manne nach einem halben Jahre kein befriedigendes. Er konnte meine Zweifel, die Einwendungen, die ich immer wieder vorbrachte, ebensowenig wie einen bösen Blutlauf stillen. Einmal gab er mir den Trost, ich möge mich gedulden; im dritten Jahre der Theologie, in dem die katholische Dogmatik vorgetragen wird, werde ich aller Zweifel an der Wahrheit der katholischen Lehren los und ledig werden. Dies schien mir ein Wink, daß er unsere Controverse abzubrechen wünsche. Ich zog mich nun auch

wirklich, so schmerzhaft mir der ganze Ausgang der Sache war, von ihm zurück.*)

---

*) Wenn mir der Zweifel über die Ewigkeit der Höllenstrafen auch nachdem ich die Dogmatik studirt hatte, geblieben war, so konnte mich dies nicht von der Ablegung der Ordensgelübde abhalten, da ich glauben mußte, daß ein von mir so hochverehrter Mann wie mein ehemaliger Religionslehrer, wofern im Falle eines Zweifels ein Gelübde ein Meineid wäre, mich gewiß früher gefragt hätte, ob ich nun von dem Zweifel, von dem er aus früherer Zeit wußte, befreit sei. Zweitens beruhigte ich mich damals mit einer rationellen Erklärung, nämlich mit der, die Ewigkeit der Höllenstrafen sei in dem Sinne gewiß eine Wahrheit, daß die Erinnerung an die bösen Thaten in diesem irdischen Leben aus der Erinnerung selbst eines Seligen nie gänzlich schwinden werde. Drittens hatte ich so oft den Satz aussprechen gehört: „Der Mensch kann alles glauben, wenn er nur ernstlich will.“ Nun, ich wollte trotz meiner zurückgebliebenen und nur halb vertuschten Zweifel an die Ewigkeit der Höllenstrafen glauben. Warum? Weil ich das Ordensgelübde ablegen wollte, weil ich den Gedanken Jahre hindurch im Ordenshause verköstigt worden zu sein und nun durch meinen Austritt eine Undankbarkeit zu begehen ebensowenig ertragen konnte, als den, meinen Eltern wegen eines Zweifels, den ich ja mit der Zeit gewiß bändigen würde, einen Schmerz zu bereiten. Endlich war, ich gestehe es, mein Charakter, da ich die ersten achtzehn Jahre meines Lebens wie ein Kind zu Hause verlebt, darauf drei Jahre bis zur Profeß im Kloster zugebracht hatte, in keiner Weise entwickelt. Wenn ich später durch meinen Austritt einen noch größeren Undank gegen den Orden beging, und meine guten Eltern noch weniger zu schonen im Stande war, so war ein die Wahrheit über Alles liebender Charakter,

Im zweiten Jahr der Theologie begann mein Zweifel an einem andern katholischen Dogma, nämlich an dem von der Göttlichkeit Jesu zu nagen. Die Veranlassung dazu war folgende: Ich besuchte in den Winterabenden dieses Jahres regelmäßig einen meiner ältesten Freunde, F***, um mich in der Astronomie, die sein Lieblingsgegenstand war, zu unterrichten; es war die Wissenschaft, die mich vielleicht vor Allem von der Gedankenlosigkeit, der man in einem Kloster so leicht in die einschläfernden Arme sinkt, befreit hat. Mein Dank bleibt dir, theurer F. für diese schönen, lehrreichen Stunden bis an das Ende meiner Erinnerungen unverkümmert! — Keine Wissenschaft ist unmittelbar so sehr geeignet, den nur ein wenig denkenden Menschen, von den beengenden Schranken des katholischen Vorstellungskreises frei zu machen, als diese. Die ganze Geschichte von der göttlichen Offenbarung wird zu einer kleinlichen Fabel, wenn man einen Blick in die erhabene Oeconomie des Universums gethan

---

den ich mir mit der Zeit erworben hatte, Schuld daran. Wer darin eine Inkonsequenz findet, den kann ich in seinem Urtheil nicht hindern, aber von Charakterentwicklung, vielleicht weil er sie an sich nicht erfahren, versteht er gar nichts.

hat. Bei mir aber war diese Wirkung damals noch lange nicht möglich. Erstlich dachte ich damals noch immer weniger als nur ein wenig, dann war meine Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Offenbarung zu sicher, als daß nicht statt eines völligen Abfalls vom Christenthum ein heißer Kampf zwischen jener Verstandserkenntniß und dem frommen Glauben hätte entstehen müssen. Ueber den Sternen oben, so dachte ich damals, wohnt der Allmächtige, aber wie die Sonnen zu ihren Planeten in physischer Beziehung stehen, so ihre Bewohner in geistiger. Von den schönen, göttlichen Sonnenbewohnern kömmt dann und wann einer den irdischen Planetenbewohnern, wenn ihrer Entwickelung zum Guten Gefahr droht, zur Hilfe. So ein göttliches Sonnenwesen, das heilige Wahrheiten zu verkünden und Wunder zu wirken im Stande war (es konnte z. B. über tiefe Gewässer dahinschreiten ohne zu versinken, weil es als Sonnenwesen an die planetarische Schwerkraft nicht gebunden war) konnte vielleicht auch Christus gewesen sein. So stimmte die Lehre von der göttlichen Offenbarung mit der Lehre der Astronomie unstreitig besser zusammen. Es kam nun noch darauf an, ob die Aussprüche der

heiligen Schrift mit dieser Ansicht übereinstimmten oder ihr wenigstens nicht widersprachen. Ich studirte damals gerade die Exegese des neuen Testaments unter Pater K., der auch Mitglied des Kreuzherrnordens (gegenwärtig Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Wien) ist. Zweckmäßig kann der Unterricht in der Exegese an der theologischen Fakultät in Oestreich eben nicht genannt werden. Dem Herkommen gemäß exegetirte Pater K. das ganze Semester hindurch eine Stelle von höchstens zwei und drei Seiten; über jedes Komma brachte er uns, um diese Vorträge mit einem Wort zu charakterisiren, eine ganze Literatur von Auslegern bei. Welchen Nutzen eine solche Behandlungsweise der Theologie für die Seelsorge bringen sollte, läßt sich schwer begreifen; dem Professor diente sie lediglich dazu, seine horrende Gelehrsamkeit (die ihrem Wesen nach allerdings manchmal an's Abgeschmackte streifen mußte) auszukramen. Ob es nicht zweckmäßiger wäre, die ganze heilige Schrift mit den Candidaten der Seelsorge durchzulesen, sie auf den Zusammenhang, auf die gegenseitige Ergänzung ihrer Theile und gegenseitige Beziehung der einzelnen Stellen hinzuweisen und ihnen so einen

Totaleindruck ihres heiligen Buches, das für ihr ganzes zukünftiges Leben die höchste Instanz bleiben soll, in die Seelsorge mitzugeben — daran läßt sich gar nicht zweifeln. Die Professoren der Theologie pflegen aber gewöhnlich an dem Grundsatz festzuhalten, die cursorische Lectüre der h. Schrift müsse dem Privatfleiß überlassen bleiben. Du mein lieber Himmel! Brodstudien und Privatfleiß! Die jungen Leute sind in der Regel froh, daß sie des Studiums los werden und zu Brod kommen. Was aber während der Schulzeit nicht geschieht, geschieht in der Regel während der Praxis noch weniger und so ist es nun natürlich, wenn es — ich behaupte nicht zuviel — bei uns Seelsorger gibt, die in ihrem ganzen Leben die heilige Schrift nicht einmal von Anfang bis Ende gelesen. Doch Pardon! Ich vergesse, daß ich von der römisch katholischen Kirche in Bann gethan bin und daß es einem Gebannten wenig ansteht und noch weniger frommt, den Bannenden gute Rathschläge zu ertheilen. Also nochmals Verzeihung! —

Mir schien die Behandlungsweise der h. Schrift von Seite meines Professors damals freilich die richtigste, ich faßte sogar den Plan, koste es was es

wolle, die ganze h. Schrift mit jener Komma-Literatur-Genauigkeit durchzustudiren. War ja doch jedes Komma derselben nach meiner damaligen festen Ueberzeugung göttlichen Ursprungs. Vielleicht wäre ich ein frommer Exeget geworden, wenn Pater K. nicht sobald auf folgende Weise mein theologisches Feuer ausgelöscht hätte. Ich hatte mir im Johannes-Evangelium, ich weiß nicht mehr welche Stelle aufgestöbert, die meiner oben besagten Lieblingshypothese über die Göttlichkeit Jesu das Wort zu sprechen schien. Nachdem ich dieselbe und all ihre möglichen Deutungsarten wohl überlegt, ihren Zusammenhang aufgesucht, ihre Paralellen nachgeschlagen und mich so gegen den gelehrten Professor wohl vorgesehen, um ja nicht vor ihm lächerlich zu werden, nahm ich die Bibel unterm Arm, klopfte leise und bescheiden an seine Thüre, trat mit einer tiefen Verbeugung ein und bat mit einer demüthigen Stimme, wie das so alles die Klostersitte mit sich bringt, um eine gütige Aufklärung über eine schwere Stelle.

Freundlich lächelnd verzog Pater K., seine Miene (er ist ein sehr gutmüthiger Mann und der Ernst sieht bei ihm immer wie gemacht aus) als er mein

Anliegen vernommen; aber nachdem ich immer und immer mit einer neuen Einwendung herausrückte, wenn er die frühere bei Seite geschafft oder ihn wieder von einer neuen Seite geltend machte, da verzog sich sein freundliches Lächeln in immer düsterere Falten und als ich endlich im Eifer für die Wahrheit, die ich suchte, blind für die strenge Miene meines Lehrers, nach einer Belehrung, die er mir als letztes Wort geben zu wollen schien, wenn auch mit aller Bescheidenheit doch noch in meiner Einwendung fortfahren wollte (es handelte sich ja nur um die mir stets so über Alles, Alles theure, heilige Wahrheit); da wurde er wieder, aber etwas höhnisch freundlich und sprach also zu mir: „Lieber Herr Bruder! — Es scheint, daß Sie irgend einen Vorwand suchen, um aus unserem Orden mit guter Manier auszütreten. Vielleicht haben Sie ein Liebesverhältniß angeknüpft. Gestehen Sie es mir unumwunden, es ist nicht nöthig, daß Sie auf solchen Umwegen (auf die Bibel hindeutend) ihren Wunsch realisiren.“ Der Leser, der sich nach dem bereits Gesagten in meine damalige Stimmung versetzen kann, wird leicht begreifen, welchen Eindruck diese Worte auf mich hervorbringen mußten. Ich ward zuerst ganz

verblüfft und nachdem ich mich von meinen Schrecken etwas erholt hatte, stammelte ich einige Worte der Entschuldigung, daß ich so lange lästig gefallen und schlich mit meiner Bibel unterm Arm, aber dießmal ganz verdutzt und traurig, wieder in meine Zelle zurück. — Also ein Liebesverhältniß war das Motiv meines Eifers für die Wissenschaft? — Ja wohl, ein Liebesverhältniß, und zwar dasjenige, das den Menschen veredelt, weiht und beseligt, wie kein anderes, — das zur heiligen Wahrheit! — —

Die hohen Begriffe, die ich damals von einem jeden Lehrer und namentlich einem Universitätsprofessor hegte, mußten nothwendiger Weise nach solch einer Erfahrung umgestimmt werden. Also ein Mann, von dem ich voraussetzen mußte, daß er sein ganzes Leben der Wissenschaft geweiht, daß er unausgesetzt aus Liebe zur Wahrheit in seiner Wissenschaft forsche und suche, daß er selbst mit Zweifeln aller Art zu kämpfen habe u. s. w., ein solcher Mann konnte nicht begreifen, daß ein junger Mensch aus reinem Interesse an der Wahrheit sich in der Art um eine Wissenschaft kümmern könne, wie ich es mit der Exegese gethan. Ich will meinem ehemaligen Professor

dieser Anschauungsweise wegen keinen besonderen Vorwurf machen, sie ist leider ein durchgreifender Characterzug und ein eben so lebendiger Beleg der Immoralität unserer öffentlichen Zustände. — Wenn da die Leute von Jemandem hören, er habe seiner Ueberzeugung dies oder jenes Opfer gebracht, o da zwinkern sie mit den Augen, sie wissen das besser, da muß etwas anderes dahinter stecken; denn sie selber sind nicht gewohnt aus einem solchen Motiv etwas zu thun. Wir werden später Gelegenheit finden, auf dieses Thema noch einmal zurückzukommen. —

Nachdem ich bei dem zweiten Professor unseres Ordens mit meinem jugendlichen Forschereifer ein so glänzendes Fiasco gemacht hatte, beschloß ich bei mir, die Nähe der Professoren nicht mehr zu suchen. Das hielt ich denn auch noch 16 Jahre getreulich. Mir blieb nach dem Vorgefallenen nichts Anderes übrig, als mich auf mich selbst zu beschränken und in Büchern Raths zu erholen, von denen ich erfuhr, daß sie ihr Ziel darein setzten den Katholicismus mit der Vernunft im Einklang zu zeigen. Ich wurde in diesem meinem Vorsatz um so mehr bestärkt, als ich in meinen Erwartungen, die ich von der

Dogmatik des dritten theologischen Jahrgangs hegte, so ziemlich enttäuscht wurde. Von Vernunftgründen oder gar Einwürfen gegen die Dogmen der katholischen Kirche bekamen wir wenig zu hören und wenn auch, — die Beweise aus der heiligen Schrift oder aus der Tradition gaben immer den unzweifelhaften Ausschlag. Nach einer äußerst langweiligen und trockenen Explication, die schon jeder der Schüler in Vorhinein besaß, trug der Professor Wort für Wort die einzelnen Lectionen auf, die dann von den Schülern auswendig gelernt, eben so Wort für Wort aufgesagt werden mußte. Dieses mechanische gedankenlose Memoriren wird in der Theologie so weit getrieben, daß es mancher Professor übel nimmt, wenn der Schüler statt des et ein nachgehängtes que oder ein atque aufsagt. Daraus kann man einen Schluß auf den Geist ziehen, in dem die Wissenschaften in den theologischen Schulen betrieben werden.

Was meinen Privatfleiß im zweiten Jahr der Theologie insbesondere beschäftigte, war die Dogmatik von Hermes, vor allem seine philosophische Einleitung in die Dogmatik. Das Werk ist eine ausgezeichnete (obwohl im Ganzen ver-

fehlte) Arbeit und wohl im Stande einen jungen Menschen mit den Ansichten, wie ich sie damals hatte, zu imponiren. Einen nicht minder günstigen Eindruck erweckte in mir die so interessant (aber wie ich nachgerade einsehe, äußerst überspannt) gehaltene Religionsphilosophie Eschenmayer's, die ich damals sorgfältig excerpirte. Diese und ähnliche Bücher waren mir eine genügende Bürgschaft, daß man durch gründliches Forschen allen Forderungen der Vernunft genügen und dabei ein gläubiger Christ und Katholik sein könne. Indessen meinem noch immer regen Bedürfniß, mich an irgend eine wissenschaftliche Notabilität anschließen zu dürfen, konnten die besten Bücher nicht Genüge thun. Zu den theologischen Professoren hatte ich kein Zutrauen mehr, ein Professor mußte es sein, also verfiel meine Wahl auf den damaligen Professor der Philosophie Exner, späteren Ministerialrath im Unterrichtswesen. Meine Bitte an ihn ging zunächst dahin, mir dann und wann aus seiner reichen Bibliothek, das eine oder andere Buch zu leihen. Mit der größten Bereitwilligkeit, die er gegen Jedermann, insbesondere gegen seine Schüler übte, stellte er mir seinen ganzen Bücherschatz zur

Disposition. Wenn ich je von wissenschaftlicher Bildung reden darf, dem Umstande, daß ich diese vierzehn bis fünfzehn Jahre von Professor Exner's gütigen Erlaubniß Gebrauch machen konnte, habe ich sie zu verdanken. Ich selbst hatte ja gar keine Mittel, um mir wissenschaftliche Werke anzuschaffen, die Klosterbibliothek besaß von neueren, zumal philosophischen Werken fast gar nichts. Nicht einmal die deutschen Klassiker waren vorräthig. (Der jetzige Ordensvorstand hat allerdings manche dieser Lücken sogleich bei seinem Antritte ausgefüllt). So lange meine Erinnerung dauert, wird sie den innigsten Dank nicht dem Ministerialrath, sonderm dem Professor Exner bewahren. Wenn ich in der Wissenschaft etwas geleistet habe oder noch leisten werde, die Unterstützung, die er mir mit seinen Büchern angedeihen ließ, hat keinen geringen Antheil daran.

So leicht zugänglich war der Mann mit seinem scheinbar abstoßenden, trockenen und präcisen Wesen anfangs nicht; im Laufe der Jahre wurde mein Verhältniß zu ihm dennoch, so weit es die Abhängigkeit zuließ, in der ich mich von ihm, besonders als ich sein Assistent und zuletzt sein Supplent an der Prager Universität geworden

war, befand, im Ganzen ein zutrauliches. Das Jahr 1848, seit welchem so vieles anders geworden, hat dieses Verhältniß, das mir sonst so theuer war, gelöst. Der schmerzliche Unmuth, der mein Gemüth jetzt schon ergreift, wird es wohl nicht zulassen, daß ich in diesem Schriftchen wieder auf Professor Exner zu sprechen komme. —

Indessen rückte die Zeit heran, in der ich die mir später so verhängnißvolle Profeß*) ablegen sollte. Die drei Gelübde des Gehorsams der Keuschheit und der Armuth machten mir gar nicht bange (ich werde später auf den Werth der Gelübde zurückkommen) aber ich sollte auch beschwören, daß ich alles glaube, was die katholische Kirche zu glauben vorschreibt, ja noch mehr, ich sollte eigentlich auch beschwören, daß ich dieses immer glauben werde. Das Erstere fiel mir nicht schwer, ich hatte dafür die Gründe, die ich bereits angeführt; das Letztere verursachte in mir einige Scrupel insofern, als ich annehmen mußte, daß ich, im Fall mein Glaube in der Zukunft von der Wissenschaft gefährdet werden könnte, für die Seelsorge gänzlich untauglich

*) Profeß-Ablegung der Ordensgelübde nach beendetem Noviciat. Anm. d. H.

würde. Bei solchem inneren Zustand hätte ich allerdings die Profeß unterlassen sollen; aber obwohl mir das Bewußtsein eines ungläubigen Priesters, das so Mancher, selbst von meinen Bekannten, so bequem mit sich herumträgt, damals schon ein entsetzlicher Gedanke war, waren, wie schon bemerkt, meine praktischen Grundsätze so wenig reif, daß es mir jetzt vorkömmt, ich sei damals eher ein Kind, denn nur ein Jüngling gewesen. Um einer so schrecklichen Lage, die mir möglicher Weise drohte, vorzubeugen, bat ich den Ordensvorstand vor der Profeß um die Erlaubniß, mich der strengen Prüfungen für die philosophische Doctorswürde unterziehen und für irgend eine philosophische Professur vorbereiten zu dürfen. Ich wählte diesen Ausweg um so mehr, als mir seit meiner Bekanntschaft mit Professor Exner sein Loos sehr beneidenswerth erschien. Hätte mir der Ordensvorstand meine Bitte abgeschlagen, ich glaube ich hätte mich damals trotz meiner Unreife durch diese Opposition gestachelt, zum ersten Male zu einem resoluten Schritt ermannt. Vieles Ungemach, das ich als Ordensmann erduldet, hätte ich mir ersparen können. Doch die Fügung der Dinge wollte es anders. Der

Vorstand gewährte mir die Bitte mit dem Vorbehalt, daß ich früher die theologischen Studien absolviren müsse. Mit voller Ruhe und Resignation legte ich die Profeß ab.

Viertes Kapitel.

Behandlung vor und nach der Profeß. — Der Inspector juniorum. — Pastoraltheologische Studien. — Wie mir ein Vers Schiller's verderblich wird. — Excurs über die theologischen Studien in vormärzlicher Zeit.

Schon in den ersten Tagen nach der Profeß fiel es mir wie Schuppen von den Augen, ich erschrak über den entscheidenden Schritt, den ich gethan. Unser damalige Inspector juniorum, der Kreuzherr M...., gegenwärtig Kaplan in Wien, hatte sich's zur angenehmen Pflicht gemacht, über einen jeden von uns „Jungen" von Zeit zu Zeit geheime Charakteristiken dem Ordensvorstand vorzulegen. Um recht gründlich sein würdiges „Spitzelamt" zu handhaben, ordnete er bei einer Gelegenheit an, wir müßten das Bier, das wir der Ordenssitte gemäß vor einem Festtage gratis erhielten, bei ihm auf seinem Zimmer trinken, also unter seiner Aufsicht uns unterhalten. Wir ließen, die

Mehrzahl, das Bier im Stich und blieben auf unseren Zimmern. Die unmittelbare Folge davon war, daß ich und mein Mitschüler, der Kreuzherr W., als wir bald darauf den Ordensvorstand, dem mittlerweile diese schreckliche Insubordination gemeldet wurde, um die Erlaubniß baten, einen Abend bei einem Bekannten, der uns geladen, zubringen zu dürfen, von demselben mit so gemeinen Schimpfreden empfangen wurden, wie ich ähnliche in meinem Leben nie zuvor gehört, später aber nie vergessen konnte. Darauf wies er uns die Thür. So stand ich also mit dem Manne, in dessen Hände und Belieben mein ganzes zukünftiges Schicksal gelegt war. Mich schauderte vor dem Gedanken, aber es war — trop tard. Ein Unbefangener muß in jener Insubordination das Ehrgefühl junger Menschen und die eigentliche Schuld in dem Benehmen des zudringlichen Inspectors finden; aber ein Ordensvorstand sieht es in der Regel nicht gern, wenn seine Untergebenen etwas Ehrgefühl besitzen. Vom Ehrgefühl ist immer einige Selbstständigkeit unzertrennlich, und diese geht nicht recht zusammen mit der christlich-katholischen Hundedemuth, an der sich das Herrschergelüste eines

zum Despoten avancirten ehemaligen Sklaven am liebsten befriedigt. Merkwürdig bleibt es aber, daß mir durch die drei ersten Jahre meines Klosterlebens, also vor abgelegter Profeß, nie die geringste Beleidigung weder in Wort noch in That zugefügt worden. Vor der Profeß werden die jungen Leute in den Klöstern, trotz aller scheinbaren Strenge, im Ganzen sehr glimpflich und zuvorkommend behandelt; nach der Profeß nur Diejenigen, die sich zu Creaturen des Ordensvorstandes qualificiren. Natürlich hat jede Regel ihre Ausnahmen.

Fing mir das Leben im Ordenshause nach diesem Vorgange an, ein bitteres zu werden, in der That, die Schule lieferte mir für diese Bitterkeiten keinen Ersatz. Im Gegentheil! Im vierten und letzten Jahrgange der theologischen Studien docirte damals Pater M...., ein nicht blos von den Schülern, sondern auch von den jüngern Professoren der Theologie sehr gefürchteter Mann. Worauf ihre Furcht gegründet war, weiß ich nicht, vielleicht stand er mit der obersten Polizei-Hofstelle in Wien in naher Verbindung. Solche Leute waren wenigstens im alten Oesterreich der Schrecken aller nicht völlig Unabhängi-

gen*). Wie gesagt, was den Mann so furchtbar machte, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er roh, unwissend und voll Selbstdünkel war. Von der Eigenschaften-Trinität legte er fast zu jeder Stunde eclatante Beweise vor. Mit einer Würde, mit einem Bewußtsein, mit einer Abgemessenheit, ja Majestät betrat er, langsamen Schrittes einherschreitend, jeden Tag die Katheder, als ob jetzt den Völkern die rechte Wahrheit verkündet werden oder wenigstens das jüngste Weltgericht ge-

---

*) Eueren gleißnerischen Grundsatz: De mortuis non nisi bene erkenne ich nicht an, vielmehr den: Cuique suum. Wolltet Ihr Euren gedankenlosen Grundsatz geltend machen, müßtet Ihr da nicht alle Geschichtsbücher verbrennen und alle Geschichtsprofessoren wegjagen? Daß es in Oesterreich eine Partei giebt, die am liebsten alle Geschichte aus den Schulen und aus dem Leben bannen möchte, ist leicht begreiflich; als vor 1848 diese Partei das Ruder führte, hat sie die Geschichte in den Schulbüchern so verdreht und so verlogen, daß genau genommen unter Metternich in Oesterreich keine Geschichte gelehrt wurde. Ist nun die gegenwärtige Schrift kein Beitrag zur Geschichte, so ist sie doch bestimmt, dem Leser einen Einblick in das Wesen der theologischen Schulstudien in Oesterreich zu gewähren und da nun P. M. der Träger eines schönen Stückes des theologischen Panoramas ist, so möge er nur den Platz einnehmen, der ihm gebührt. Uebrigens, wenn M. noch lebte, wie ich ihn kenne, er würde sich über das Geschreibsel eines Verdammten erhaben wissen.

halten werden sollte. Nichts von alledem geschah, sondern ein paar häufig abgeschmackte oder lächerliche, weil unpraktische Regeln der Pastoralklugheit bekamen wir zu hören, die der Professor allerdings unendlich wichtig nahm. Solch eine Regel war z. B. folgende: Wenn in einer Gesellschaft ein „Freigeist“ dem Kaplan einen Einwurf gegen irgend ein katholisches Dogma macht und er es nicht gleich zu widerlegen im Stande ist, soll er dem Freigeist bedeuten, es sei nicht am Ort und nicht an der Zeit, über derlei Dinge zu sprechen. Bestehe aber die Gesellschaft auf den Disput, soll der Kaplan sich mit Unwohlsein entschuldigen und den „Freigeist“ für den morgigen Tag zu sich laden, unterdessen sich mit dem Pfarrer berathen und falls dieser die Dogmatik vergessen haben möchte, sorgsam Bücher nachschlagen und so bewaffnet dem Freigeist zu begegnen. Solche Pastoralklugheits-Regeln nahm der Mann, wie gesagt, sehr wichtig.

Um aber die Zuhörer für den Ernst seiner Lehre einigermaßen zu regaliren, spendirte er fast täglich dem Collegium einen oder zwei Witze über welche ein obligates Gelächter angezeigt war. Weh dem Zuhörer, der diese Witze nicht

witzig fand, über sie nicht im Chorus mit den anderen lachte, nachdem der Professor, den Witz vorbringend mit seinem He he he he! das Signal dazu gegeben. Weh mir — ich — konnte nicht lachen! Einmal waren die Witze meist so fad, daß nur ein M.... sich an denselben ergötzen konnte; was aber das Allerschlimmste bei der Sache war, man wußte den kommenden Witz, der einer jeden Vorlesung zugedacht war, voraus, denn die ältesten Schüler M....'s hatten sie schon in den Explicationen auf dem bezüglichen Orte verzeichnet. Diese Explicationen sammt den Witzen besaßen die alljährlichen Schüler. M.... mochte mir schon lange wegen dieser Theilnahmslosigkeit an seinen Vorträgen (obwohl ich nur — nicht lachte) zürnen; endlich bei einer Gelegenheit wurde sein Grimm reif und der Sturm brach über mich los. Er trug eben Einiges über die Weihe oder über die Taufe vor, es ist mir das Thema seiner Vorlesung nicht mehr erinnerlich. Da hat nun Schiller in seiner Glocke den Ausdruck gebraucht: „Lasset uns die Glocke taufend weihen.“ Diesen Ausdruck citirte er nun, um die „Unwissenheit“ des Dichters, der da glaubte, man könne einen Gegenstand zugleich

weihen und taufen, an den Pranger zu stellen. Nachdem er diese „Unwissenheit“ gehörig von allen Seiten beleuchtet hatte, schloß er mit den Worten: „iste Schillerus! — scriba immortalis! — si verum est! He he he he he . .“

Das ganze Collegium brach ex offo in ein stürmisches Gelächter aus, denn dießmal hatte der Professor mehr gelacht als je. Ich weiß nicht, war mehr in meinen Zügen der Ausdruck der Verachtung des albernen Pedanten zu lesen, der nicht werth gewesen wäre, die Schuhriemen Schiller's aufzulösen oder der Ausdruck des Mitleids über meine Collegen, die entweder aus Unkenntniß Schiller's oder aus Gefälligkeit gegen den Professor über den unvergeßlichen Liebling der deutschen Nation zu lachen wagten — ein Ausdruck wie ihn M.... nach diesem „Witz“ auf allen Gesichtern erwartet, war es gewiß nicht. Zu übersehen waren wir leicht, wir waren ihrer nicht viele. Kaum, daß sich das für den Professor und das Collegium so ehrenvolle Gelächter gelegt hatte, begann er mir eine furchtbare Strafpredigt zu halten. Dtr Inhalt derselben war, meine „Theilnahmslosigkeit an seinen Vorträgen“, das Resultat, nachdem ich

seine Frage ob ich Profeß sei, bejahend beantwortet, die gemeine Drohung, ich solle zusehen, wie es mir von nun an in meinem Stande ergehen werde! Ich nahm im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit und auch im Gefühl meiner Ohnmacht gegen meinen Vorgesetzten diese öffentliche Rüge ruhig und resignirt hin, nur als der Mensch unter anderen in seiner Strafpredigt auch äußerte, er würde mich, wäre ich nicht Profeß, zum Militair abführen lassen, da kam mir meine alte traurige Erinnerung an die Soldaten, die ich als Knabe in der Nähe der Sankt Heinrichskirche exerciren sah, wie sie Fußtritte und Kolbenschläge bekamen, oder wie sie der Korporal gar ins Gesicht schlug und wie sie so ruhig und demüthig dastanden und Alles hinnehmen mußten, als ob das so die christliche Nächstenliebe mit sich brächte.... War ich doch selbst so ein armer Sklave und hatte einen so bösen Korporal vor mir, der mich ungestraft und nach Laune mit moralischen Fußtritten und Kolbenstößen regaliren durfte. — Doch unter Metternich's väterlicher Fürsorge brachen fast in allen Ständen solche Blüthen der Humanität auf! Leider gibt es heute noch Leute, die für diese Zeiten schwärmen.

Es sind die würdigen Repräsentanten des von allen civilisirten Völkern mit Recht verachteten Alt-Oesterreichs! Hoffentlich kommen ihre Zeiten nie mehr! —

Ich weiß nicht, wie weit das Verhältniß des gemeinen Söldners zu seinem Vorgesetzten den Forderungen der Humanität jetzt entspricht; aber das ist gewiß, ein Staat, der unter welcher Form immer Sklaverei seiner Angehörigen auch nur duldet, gehört nicht unter die civilisirten Staaten, ist eine Gesellschaft von Barbaren. Eine der verabscheuungswürdigsten Formen der Sklaverei waren aber die Klöster, wie sie in Oesterreich bis zum März 1848 bestanden. Daß sie in Neuösterreich nicht mehr so wie ehemals bestehen, dafür spricht mein Austritt aus dem Kloster, für den ich bloß geistlich gestraft worden, was ich ganz in der Ordnung finde. Die weltlichen Behörden sahen sich nicht veranlaßt, gegen mich einzuschreiten, zum Beweise daß die österreichische Regierung die Verbindlichkeit der Klostergelübde für die Staatsbürger nicht mehr anerkennt. Ich habe mir zwar, wie man mir das von verschiedenen Seiten bemerkte, und wie ich das vor meinem Austritt schon selber sehr wohl einsah, vor meiner Zukunft in Oesterreich eine unübersteigliche Barrikade aufgebaut,

man war schon hohen Ortes über meinen Schritt sehr indignirt, aber immerhin — Oesterreich hat einen ungeheuern Ruck nach Vorwärts gemacht, es hat eine Constitution und diese Constitution — sie ist kein leerer Wahn, die Religionsfreiheit, so gefährlich auch die negativen Folgen ihrer Ausübung sind, sie ist — keine Lüge. —

Seine Drohung erfüllte M..... dahin, daß er mir am Schluß des Jahres, nach einer Prüfung, welcher keiner meiner Collegen beiwohnen durfte (!) aus dem „Fortgang", dem „Fleiße" und den „Sitten", die in der Theologie möglichst schlechten Klassen, nämlich erste Klassen ins Zeugniß schrieb. Weiter zu gehen, mochte der durch christliche Gerechtigkeitsliebe ausgezeichnete Mann (einem unter den Collegen als Schwachkopf notorischen Seminaristen, der das Jahr hindurch sein Friseur war, gab er lauter Vorzugsklassen) doch nicht wagen, nachdem ich, wie mir der Leser gern glauben wird, auf keinen Gegenstand meiner Schulstudien schon aus Vorsorge so viel Fleiß verwendet als auf die Pastoralwissenschaft, die nebenbei den leichtesten Gegenstand der theologischen Studien bildet. —

So waren meine theologischen Schulstudien.

Daß sie meine Liebe zum geistlichen Stand bedeutend herabdrückten, ist wohl leicht zu begreifen. Schwerer zu begreifen ist es, warum die Herren vom Consistorio nicht diesen viel prägnanteren Umstand, daß schon in der Theologie meine Sitten mit einer (schlechten) ersten Klasse calculirt wurden, für die Excommunicationsformel benützten, statt des bei Haaren herbeigezogenen Vorwurfs ich habe mir nur oberflächliche Kenntnisse der Theologie erworben. Wenn sie gesagt hätten: Augustin Smetana, am so und so vielten geboren, am so und so vielten zur Profeß für den Kreuzherrnorden zugelassen, am so und so vielten zum Priester geweiht, hat sich schon nach dem öffentlichen Zeugnisse vom so und so vielten, in der Theologie schlechter Sitten beflissen u. s. w., das hätte gewiß vielmehr Eclat gemacht, als der Vorwurf oberflächlicher Kenntnisse; auch wäre jener Vorwurf (wie wir später sehen werden) mehr im Sinne der katholischen Pfaffen gewesen als der andere. Allein vielleicht fürchteten die Herren vom Consistorio den Vorwurf, daß sie unsittliche Leute zur Priesterweihe zulassen; wahrscheinlicher ist's, daß sie von dieser meiner Sittenklasse nichts wußten.

Dieses war die erste und letzte schlechte Sittenklasse, die ich in meinem Leben erhalten und als letzte mir sehr lieb, denn ich hatte die theologischen Schulstudien herzlich satt*).

Daß die theologischen Studien für die nächste Zukunft auch nicht besser bestellt werden, dafür hat die Güte des Herrn Leo Thun, in alle Wünsche der Bischöfe eingehend, gesorgt, und so

---

*) Wer sich ausführlicher belehren lassen will, wie diese Schulstudien sonst noch waren, der lese das vor 1848 in Leipzig erschienene Werkchen: „Aus dem Hörsaal". Daß aber diese Studien jetzt, nach und trotz der Constitution und Lehrfreiheit nicht besser sind, dafür kann ich dem Leser einen kleinen Beleg liefern an einem Schreiben, das ich zur Zeit, als ich die politische Zeitschrift „Union" redigirte, von einem Theologen erhielt und das wörtlich also lautet:

Prag, 17. Februar 1850.

Ew. Wohlgeboren

Haben jüngst in Ihrer Zeitschrift der angeblichen Mariaerscheinung erwähnt, ich nehme mir die Freiheit Ihnen eine Parallele zu dieser Geschichte aus den Vorträgen des deutschen Docenten an der theologischen Facultät, des hochw. P. Kristof über Pastoraltheologie mitzutheilen. Unter vielen Beispielen von Begnadigten, so sich himmlischer Visionen erfreuen, und Teufelsbesessenen, führte er zum Beweise, daß deren auch heutzutage existiren und ihre Heilung auch itzt nur durch die Macht des Exorcismus bewirkt wird, folgende Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert (!) an: In Tirol lebt eine vom Teufel besessene Frau unter der Obhut

wird denn jetzt, nachdem die österreichischen Bischöfe mächtiger denn je sind, der Unsinn an den theologischen Lehranstalten in vollster Blüthe

---

eines Priesters, über welche der Teufel bereits eine solche Macht erlangt hat, daß er sie in alle möglichen Gestalten bannen könne, aus denen sie nur der Priester durch Exorcismus in die menschliche Gestalt zurückführt; so soll der Priester einmal durch das Schlüsselloch in ihr Zimmer gesehen haben, und als er das Zimmer anscheinend leer sah, sie in einem ganz kleinen Knäule an einem Nagel an der Zimmerdecke nach langem Suchen bemerkt haben! Nachdem er nun noch vor der Thür die Worte des Exorcismus gesprochen, sei sie mit Gepolter in menschlicher Gestalt von der Zimmerdecke herabgefallen. Oft sei sie gänzlich verschwunden, aber bei den Worten des exorcisirenden Priesters augenblicklich zurückgekehrt!

Ew. Wohlgeboren kennen nur allzugut die Gesinnungen des besagten Docenten P. Kristof, um sich darüber allzusehr zu verwundern, allein ich glaube Ihrem Lesepublikum dürfte dieß Bruchstück aus den Vorträgen der Pastoraltheologie nicht ohne Interesse sein.

Ein Theolog.

Für die Welt, wenigstens für die vernünftige, ist zwar der Teufel schon längst todt, und es schämen sich selber die Gymnasialknaben an diesen lächerliche Popanz zu glauben; aber in der Theologie spielt er natürlich noch eine große Rolle:

„Der Teufel muß doch etwas sein,
Wie gäbs denn sonst auch Teufel?"

An der Theologie hat er seine Lebensversicherungsanstalt im eigentlichen Sinne des Wortes. Es genirt zwar manche

wuchern. Der Herr Graf hat aber gegen seinen Willen der katholischen Kirche einen schlechten Dienst erwiesen; die Bischöfe haben, wie kleine Kinder nach einem scharfen Messer begehren, um sich damit selbst zu verwunden, nach größerer Macht verlangt und sie erlangt, um gegen sich selbst ärger zu wüthen, als dies die größten Ketzer und Freigeister gegen die Kirche zu thun vermöchten. Während die geistliche Bildung des katholischen Clerus immer mehr und mehr auf den mittelalterlichen Standpunkt zurückgeht, entwickelt sich die civile Bildung und wird bei einer nicht allzu unmäßig überwachten Presse immer allgemeiner werden. Dadurch wird die Kluft zwischen dem mittelalterlichen Katholicis-

---

Theologen ein wenig, daß sie mit dem Glauben an eine solche handgreifliche Dummheit so ganz isolirt in der Welt dastehen, aber mit etwas Mutterwitz helfen sie sich über diese Verlegenheiten schon hinweg. Der Rector des Prager Seminars P., dem die Ueberwachung der Blüthe des geistlichen Standes anvertraut ist, äußerte sich als Professor der Theologie in einer Vorlesung über den allgemeinen Unglauben an den Teufel also: „Meine Herren, der Teufel macht sich gar nichts daraus, wenn man an ihn nicht glaubt; contraire es ist ihm sogar lieber!" Was so ein Theologe nicht alles weiß, auch sogar, woraus sich der Teufel was macht, und woraus nicht! —

mus und der neuen Zeit immer größer, zuletzt unausfüllbar. Die österreichischen Bischöfe sammt dem Cultusministerium haben dann zu diesem Resultat das Ihrige beigetragen. Es ist für die gute Sache der „Freigeister und Aufklärer" nicht gefährlich, auf diesen natürlichen Verlauf der Dinge in der katholischen Kirche hinzuweisen, denn so oft auch Aehnliches sogar schon dagewesen, die Geschichte existirt für gewisse Leute gar nicht, und — Quos deus perdere vult, dementat! — Das aber ist die erhabene, göttliche Ironie, die der Weltgeist in die Weltgeschichte hineinwebt, daß an der Zerstörung alter abgestorbener, historischer Formen ihre eigenen blind gewordenen Träger arbeiten müssen, während die tüchtigen Kräfte alle suchend und ahnend der Schöpfung der neuen positiven Form sich zuwenden. Kurzsichtige Freunde des Katholicismus jubelten über die letzten Erlässe des österreichischen Cultusministeriums, die einsichtigen Feinde des Katholicismus auch; die große Masse war über die Verletzung der Statuten des großen Joseph indignirt. Man verglich den Kaiser mit dem Minister. Der Vergleich fiel nicht zu Gunsten des Letzteren aus. — —

Nachdem ich die theologischen Studien in der

beschriebenen Art und Weise beendet hatte, wandte ich mich mit vollem Eifer dem Studium der Philosophie zu, denn aus diesem Gegenstande wollte ich die erste strenge Prüfung für die philosophische Doctorswürde bestehen. Das unbefangene Studium war meinem katholischen Glauben, den mir die Erfahrungen in der Theologie noch unversehrt gelassen, nicht gar günstig. Philosophie und Katholicismus gehen nicht gut zusammen, schon deshalb, weil die Philosophie immer nur sucht und sucht und der Katholicismus alles schon gefunden hat. Wer aber noch etwas sucht, nachdem er alles gefunden, ist ein eben so großer Narr wie der Katholik, der auch noch Philosoph sein will, und — umgekehrt.

Dieses eifrige Studium betrieb ich durch ein volles Jahr, denn so lange mußte ich auf die Priesterweihe, die nach dem Kirchengesetz erst im vierundzwanzigsten Jahre ertheilt wird, warten, weil ich nach absolvirter Theologie erst Zweiundzwanzig war, und der Bischof den zu Weihenden nur von einem Alters-Jahre dispensiren kann. Wie viel Glauben mir die Beschäftigung mit der Pilosophie, die ich zum erstenmale frei vom Schul-

zwang kennen lernte, damals übrig ließ, weiß ich nicht mehr genau, ich glaube aber, hinreichend katholisch für den Empfang der Priesterweihe war ich nicht. Ich konnte es aber ja durch ein noch gründlicheres Studium der Philosophie wieder werden. Baco von Verulam hatte ja gesagt: „Die Philosophie gekostet, führt ab von Gott, gründlich studirt führt sie zu Gott wieder zurück.“ Und wenn ich damals auch kein Recht hatte, mich selbst zu täuschen, sollte ich, der ich jetzt nach abgelegter Profeß nicht mehr austreten konnte, mich nicht weihen, d. h. lebenslänglich einsperren lassen? kurz, in der Hoffnnng, daß ich, mich dem Lehrfach widmend, mit dem Glauben in keine Collision kommen werde, ließ ich mir die Priesterweihe geben. Hatte ich doch das erste philosophische Rigorosum und zwar mit dem besten Erfolge bestanden und daraus die Hoffnung geschöpft, daß meinen weiteren Vorbereitungen für eine Professur keine Hindernisse in die Wege gelegt werden würden. Daß ich, um zur ersten Prüfung zugelassen zu werden, den Ordensvorstand mehreremale, immer in bestimmten Fristen die er mir setzte, um die Erlaubniß angehen mußte, erschien mir als eine Vorsichtsmaßregel von seiner Seite,

auf daß ich mich mit der Prüfung ja nicht übereile. Erst später wurde es mir klar, daß mich der wortbrüchige Mann nur hinhalten wollte, um mich zu ermüden. Bald nach meinem Ausweise wanderte ich trotz des abgelegten Rigorosums hinaus auf's Land in die Seelsorge.

Fünftes Kapitel.

Meine erste Seelsorgerstation. — Der Vaterunsergroschen. — Des Teufels Schwanz und Hörner. — Die Xantippe im Pfarrhaus. — H. Franke über das Cölibat. — Ueber die Volksschule.

An einem kalten, traurigen Wintertag fuhr ich auf einem Schlitten meiner neuen Gemeinde zu. Mit Unlust, denn ich hatte mir eben die Materialien zum Studium der Weltgeschichte, aus der ich das zweite Rigorosum machen wollte, zusammengetragen, als der unumschränkte Wille des Obern mich meinem eigentlichen Berufe entriß, und einem andern zuwieß, der meine Pläne durchkreuzen zu wollen schien. Eine gute Seite hatte wohl diese Veränderung meiner Lage. Ich entging der damals im Ordenshause herrschenden kleinlichen ja entehrenden Beaufsichtigung, die mich manche Thräne gekostet. Kam einer von uns Jungen statt um halb sieben Uhr Abends um dreiviertel

sieben, so konnten wir dessen gewärtig sein, daß einer der Vorgesetzten uns aufpasse, um uns recht herunterzukanzeln, ja es geschah nicht selten, daß dieser Vorgesetzte uns im Falle wir unsere Schritte beflügelten, um ja das Versäumte einzubringen, wie Leuten, die etwas gestohlen, nachlief. So geschah es mir einmal in den letzten Jahren vor meiner Ausweihe. Noch jetzt steigt mir bei der Erinnerung dieser niedrigen, ehrenrührigen Behandlung das Blut vor Scham ins Gesicht. Und was war die Ursache meiner manchmaligen Verspätung, die übrigens im Ordenshause nicht die geringste Unordnung zur Folge haben konnte? Ich war das häusliche Familienleben so gewöhnt, daß ich noch während meines Aufenthalts im Kreuzherrnorden regelmäßig jeden Tag mit seltenen Ausnahmen meine Nachmittagserholungsstunde im Kreise der Eltern und Geschwister und nur in ihrem Kreise zubrachte. Oft, wenn die mir gestattete Frist so schnell verlaufen war und ich dann an den Spion im Kloster dachte, griff ich hastig nach den Hut; aber — „bleibe noch ein paar Minuten" baten sie zu Hause und ich, der ich aus dem Kreise stillen, schönen Familienfriedens in die kalten Mauern klöster-

licher Herzlosigkeit wandern sollte, ich — vergaß noch auf ein paar Minuten den Aufpasser. Den leidigen Aufpasser wurde ich jetzt los, war aber leider auch von meinen Eltern und Geschwistern zum erstenmal für längere Zeit getrennt; doch der junge Mann muß den Familienherd verlassen, muß hinaus ins Leben und ich — ich war wahrlich kein Kind mehr. Aber meine Studien, dachte ich dann weiter, wo finde ich auf dem Dorfe Bücher, Anregung, literarische Connexionen? Dieser Gedanke machte mich sehr betrübt und nur durch den andern konnte ich mich trösten, daß vielleicht meine Mission nicht lange dauern werde, daß ich mich in practischer Hinsicht etwas werde ausbilden, daß ich ja Gutes und Segensreiches auf der Kanzel und in der Schule und im Leben werde wirken können. Mit solchen und ähnlichen Gefühlen und Gedanken kam ich an meinen neuen Bestimmungsort an. Der gute freundliche Pfarrer empfing mich recht herzlich, die Wirthschafterin — mit einer gewissen Autorität. Die Erfahrungen, die ich in diesem meinem Wirkungskreise gemacht, waren gerade nicht besonders wichtig, aber für das geistliche Wesen in der katholischen Kirche bezeichnend genug, so daß ich

sie meinen Lesern in Kürze mittheilen will. Gleich am ersten Sonntag lernte ich die Wichtigkeit des Sprichworts: aliter in theoria, aliter in praxi, das die Theologen so gern im Munde führen, begreifen. Ich hatte nach dem Gottesdienste die sogenannten Vaterunsergroschen dem Kirchendiener, dem die Armuth aus allen Mienen seines Gesichts und allen Flicken seines Sonntagsrockes heraussah, zugeschoben, schon aus Sympathie für seinen Stand, weil ich ja auch der Sohn eines Kirchendieners war. Der Pfarrer, der dieses wahrgenommen, stellte mich darüber bei Tische angelegentlichst zur Rede. Er theilte seine nicht lutherische, sondern katholische Tisch-Predigt in drei Theile: Einmal, sagte er, schaden Sie sich durch eine solche Handlungsweise selber, dann schaden Sie damit mir, dann Ihrem Nachfolger. Ich war erstaunt, eine Handlung begangen zu haben, die so schlimme Folgen nach sich ziehe, doch er bewies mir sein Thema ganz richtig. „Sie schaden sich, denn die Vaterunsergroschen sind ein wesentlicher Zweig Ihres Einkommens; Sie schaden mir, denn ich dürfte dann die Vaterunsergroschen ohne eine gewisse Scham auch nicht einstecken, endlich schaden Sie Ihrem Nachfolger, denn von ihm würden die

Kirchenleute dasselbe prätendiren. Aliter in theoria, aliter in praxi!" Ich hatte einst als Knabe einen schönen Zug von einem Landkaplan erzählen gehört. Der begegnete an einem Wintertage einem armen barfüßigen Wanderer, zog seine Stiefeln und Strümpfe aus um den armen Burschen damit zu bekleiden und ging selbst barfuß seine Wege weiter. . . . . Diese einfache Erzählung hatte mich in der Jugend oft für den geistlichen Stand begeistert. So ein Kaplan wollte ich in meiner Jugend, da mir der in der katholischen Kirche so hochwichtige Satz: aliter in theoria, aliter in praxi noch nicht bekannt war, auch werden. Was für eine Tisch-Rede hätte ich aber von meinem Pfarrer anhören müssen, wenn ich gar so etwas gethan? —

Dies war die erste und letzte Ermahnung, die er mir die ganze Zeit durch, die ich bei ihm zubrachte, zukommen ließ, sonst war der gute Mann bei Tische stets bemüht, mich und die Wirthschafterin, oder eigentlich die Wirthschafterin und mich durch Anekdötchen zu unterhalten. Daß der Wirthschafterin zu Ehren dann und wann eine unsaubere erzählt wurde, versteht sich von selbst, sie hörte derlei gerne. Auch ich war

während der fünf Jahre, die ich im Kloster zugebracht, in dem Punkte ziemlich abgehärtet. Den katholischen Geistlichen ist das Zotenreden, oder wie man es in Oesterreich nennt, das „Sauglockenläuten“, mit sehr wenig Ausnahmen ziemlich geläufig (auch eine schöne Folge des lieben Cölibats). Bezeichnend ist in der Hinsicht eine Anekdote, die ich mir von meinem Pfarrer gemerkt habe. An einem Wirthstische saßen ein paar Geistliche, die „an der Sauglocke zogen“. Ein blinder Bettler, der zu ihrem Tisch hinzutrat, bettelte sie mit den Worten an: I bitt geistliche Herrn, schenkens mer was! Auf die Frage des Einen, woher er wisse, daß sie Geistliche, da er blind sei, antwortete der Bettler: I hab Ihne halt a bißl zugehorcht! —

Eine herbere Ermahnung, als durch den Pfarrer, wurde mir auf dieser Station durch den Vicar des Bezirks, und zwar nach der Pfarrschulprüfung, zu Theil. Die Kinder sagten natürlich bei der öffentlich unter dem Vorsitz des Herrn Vicars, der auf dem Dorfe die Rolle des Erzbischofs spielt, abgehaltenen Schulprüfung aus der Religionslehre das auf, was sie von ihrem Katecheten gehört hatten, so unter an-

derm auch, daß die Teufel so wie die Engel bloße Geister seinen ohne einen Körper, also auch ohne Hörner und Schwänze zu haben. Diese „Aufklärung" der Kinder über die Teufel mißfiel dem Vicar an mir höchlich. Von dem Tische weg nahm er mich bei Seite, mich bedeutend, wie es nicht gut sei, dem Volk seinen alten heiligen Glauben an die Hörner und den Schwanz des Teufels zu nehmen und wie er erwarte, daß ich in Folge seiner wohlmeinenden Erinnerung nachzukommen bemüht sein werde. Der Vicar war ein alter, gutherziger und wie ich sonst über ihn unterrichtet war, ein ehrlicher Mann. Seine Ermahnung konnte mich aus Rücksicht dieser seiner Eigenschaften nicht verletzen. Ich stimmte ihm in seiner Ansicht bei und versprach, seiner Anordnung gemäß in der Schule vorzugehen. Er war so alt und so gut, daß es mir unmöglich wurde, ihm entgegenzutreten, aber ein Beleg dafür blieb mir dieser Fall, daß sich der himmelschreiende Wahn, man müsse das Volk in seiner Dummheit erhalten, ja förmlich betrügen, unter der katholischen Geistlichkeit so eingebürgert hat, daß selbst die ehrlichen und die wohlmeinenden von ihm eingenommen sind. Für seine Person

erlaubt sich der katholische Geistliche manches gar nicht zu glauben und manches in einem solchen Sinn zu nehmen, daß es zu einem ganz andern Dogma wird; das dumme Volk aber soll aus dem crassesten Aberglauben nicht herauskommen. So zahlt es am bereitwilligsten dem Herrn Pater die Taxa stole, so entrichtet es ihm am schnellsten den Zehnt und ist glücklich, wenn der Geistliche sonst noch das Eine und das Andere zum Geschenk annimmt, so gerade wie die guten Unterthanen, die keine Gelehrte sind, am geduldigsten u. s. w.

Noch einer Erfahrung, die ich auf dieser Station gemacht, muß ich erwähnen weil sie in Vergleich mit den erwähnten von allgemeiner Bedeutung ist. Sie betrifft das Cölibat. Seit es, namentlich durch Gregor den Siebenten so zu sagen gewaltsam eingeführt wurde, bis auf die Gegenwart, hat es sich als eine reiche, unversiegbare Quelle der gröbsten Unsittlichkeit erwiesen. Woher kömmt es, daß die Herren Kirchenvorsteher, denen angeblich die Sittlichkeit der Volksmassen so sehr am Herzen liegt, dieses scandalöse Institut mit aller Sorgfalt aufrecht erhalten? Wegen Mangel an Einsicht in das Unmoralische und Unnatür-

liche dieses Instituts gewiß nicht, denn schon der h. Bernhardt hat gesagt: „Man müsse ein Vieh sein, um nicht zu merken, daß man allen Lastern Thür und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehe verdamme.“ Allein das eigene Wohl liegt diesen Herren mehr am Herzen, als die Sittlichkeit und das Wohl des Volkes. Es erhält sich durch das Fortbestehen des Cölibats die Hierarchie und durch diese der bedeutende Güterbesitz der großen geistlichen Herren. Mit diesem können sie dann jenes unapostolische Leben führen, das ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit reichlichen Ersatz gewährt für manche Entbehrungen, die ihnen der geistliche Stand auferlegt, indem er ihnen das Familienleben versagt. Mit diesem Güterbesitz und mit Hülfe ihrer hierarchischen Stellung können die Prälaten der katholischen Kirche dann jene Komödie spielen, in die sie das einfache, erhabene Christenthum verwandelt haben, und die sie für dieses ausgeben, was ihnen die Unverständigen, namentlich Kinder und alte Weiber auf's Genaueste glauben. Was ihre eigene Sittlichkeit betrifft, so mögen gar Manche dieser Herren an dem alten deutschen Sprüchwort halten: „Es ist kein feyner Leben auff erden, denn gewisse Zinß

haben von seinem Lehen, eyn Hürlein daneben und unserem Herrn Gott gedienet." So ist es nur schlechter unsittlicher Wille, der den Cölibat aufrecht erhält. Die bitterste Erfahrung, die die Kirche, d. i. die Kirchenvorsteher, bisher über die schlimmen Folgen des Cölibats gemacht, die Erfahrung der Reformation (denn diese wurde zunächst durch die Lüderlichkeit der Geistlichen veranlaßt) brachte sie nicht dazu, diese für die Sittlichkeit des Volkes wie der Geistlichkeit höchst verderbliche und darum selbst unsittliche Einrichtung über Bord zu werfen. Das h. Concilium zu Trient beschloß in seiner unergründlichen Weisheit, das Cölibat aufrecht zu erhalten. Die Folgen dieses unsinnigen Beschlusses sind nicht ausgeblieben. Man vergleiche nur die Macht und das Ansehen der Kirche, die diese noch zur Zeit der Reformation hatte mit ihrer gegenwärtigen Autorität und man wird finden, daß diese Autorität während der letzten drei Jahrhunderte sehr abwärts gegangen, und daß die Kirche jetzt krampfhafte Anstrengungen machen, Missionäre unter die Gläubigen schicken, Katholikenvereine unter den Katholiken gründen muß, um nicht zuletzt allein zurückzu-

bleiben*). Die Kirche fühlt in der Gegenwart den Boden unter dem päpstlichen Stuhle und unter den bischöflichen Sitzen schwanken, denn das was den seit dreihundert Jahren bereits verstorbenen Katholicismus in Europa von einer Art Scheinleben erhielt, das war der Despotismus. Diesem aber hat 1848 trotz darauf folgender Reaction das letzte Stündlein geschlagen und er kann nun der heiligen Mutter, der Kirche, eben so wenig mehr helfen, als sie im Jahre 48 im Stande war, ihm eine Hilfe zu leisten. Bis erst die politische Freiheit in den katholischen Ländern, die nun im Ganzen nie mehr völlig zu unterdrücken ist, eine größere Bildung dem Volke gebracht und dadurch auch seine Sittlichkeit gesteigert haben wird, dann wird die Verachtung der in Folge des Cölibats unvermeidlich unsittlichen Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit auch allgemeiner, ihre Wirkung auf das Volk schwächer werden und die Kirche dadurch ihren Verfall nahe kommen. . . .

Doch ich schweife ab, ich wollte das Ver-

*) Ich verstehe hier unter Kirche immer nur die Kirchenvorsteher, ich nehme also diesen Begriff ganz im Sinne der österreichischen H. Bischöfe.

hältniß meines Pfarrers zu seiner Köchin schildern. Die Feinde des Cölibats pflegen in der Regel schlimme Vorkommnisse: Unzucht, Ehebruch, Abtreibung der Frucht, ja Kindermord als Folgen des unnatürlichen Cölibats der Geistlichkeit in die Schuhe zu schieben, obwohl sie billig das alles dem Gewissen den Hochpfaffen aufladen könnten, ohne daß diese besonders von dieser Last beschwert würden; die Erfahrung die ich auf meiner ersten Seelsorgestation gemacht, veranlaßt mich eine andere Folge des Cölibats hervorzuheben und zwar das namenlose und lebenslängliche Unglück oft der besten und ehrenhaftesten Männer, die als Familienväter ebenso glücklich gewesen wären, als sie als Cölibateure unglücklich waren. Zu ihnen gehörte auch mein Pfarrer. Dieser war ein ausgezeichnet gutmüthiger und braver Mann, aber, wie ich gleich in den ersten Tage zu bemerken Gelegenheit hatte, ein vollkommener Sklave seiner Köchin, einer ungebildeten, boshaften und häßlichen Weibsperson, die er als Dorfmagd zu sich genommen und die an den armen Pfarrer mehr Ansprüche stellte, als je eine tyrannische Frau an einen vollkommenen Pantoffelhelden zu stellen wagen darf. Es ist unglaublich,

wie sehr ein solches Verhältniß ausarten kann. Der arme Pfarrer hatte nicht nur keinen eigenen Willen, sondern auch keine eigene Ansicht mehr, wenigstens durfte er weder jenen noch diese, außer mit Erlaubniß seiner Köchin, äußern. „Heute gehen wir spazieren", sagte einmal in den ersten Tagen nach meiner Ankunft auf der Station die Köchin zu ihrem „Herrchen," um mir wahrscheinlich einen Begriff von ihrer Machtvollkommenheit beizubringen; — „heute gehen wir spazieren, Herrchen." — „Ja, ja, liebe Katinka! heute gehen wir spazieren," erwiederte der gutmüthige Pfarrer. „Oder bleiben wir doch lieber zu Hause," fuhr die Köchin fort. „Du hast Recht, Katinka, bleiben wir zu Hause," replicirte der Pfarrer zum zweitenmal. — „Nein," fuhr die Katinka auf, „gehen wir doch aus." — „Nun, wenn du meinst, so gehen wir doch aus," lautete das Echo aus des Pfarrers Munde, und die Köchin warf dem Kaplan einen Blick zu, um ihn aufmerksam zu machen, wem er hier eigentlich unterstehe. Ich fühlte eben so viel Mitleid für den armen Pfarrer, als Verachtung für die übermüthige Wirthschafterin. — An auch nur halbwegs erträglichen Umgang mit irgend Jemandem konnte

ich auf unsrer Station nicht denken. Kamen die Honorationen des Dorfes „beim Keller“ am Nachmittag zusammen, beflcißen sie sich gewöhnlich des lieben Kartenspiels. Wollte ich zur Abwechselung meiner einsamen Spaziergänge unter Menschen, mußte ich auch zum Keller, doch entzog ich mich dem oft und besuchte die Familie des Hauses, zu der ein junges, liebenswürdiges Mädchen gehörte, das ich besonders gern sah und sprach. Reiner und unschuldiger als dies Verhältniß war, gibt es kein anderes. Ich hatte einen zu hohen Begriff von der Würde und den Pflichten eines Seelsorgers, als daß ich hätte an Dinge denken mögen, die die häßliche Wirthschafterin in ihrer Eifersucht auf die Aufmerksamkeit, die ich nicht ihr erwies, voraussetzte. Einmal wagte es der Pfarrer, mit mir die Kellerei zu besuchen. Ihn zog besonders das Spiel, dem er leidenschaftlich ergeben war, an. Dießmal konnte die Köchin ihren langverhaltenen Groll, der eigentlich mir galt, an den armen Pfarrer auslassen. Zur Abendstunde schritten wir rüstig, ich dem eilenden, von der Suppe, auf die er sich heute besonders freute, erzählenden Pfarrer folgend, dem Pfarrhause zu. Eintretend, lenken wir

unsere Schritte dem Gesindezimmer zu, wo gewöhnlich das Abendessen eingenommen wurde. Ja, da wurde uns die Thüre gerade vor unseren Nasen zugeschlagen und Köchin erhebt einen fürchterlichen Lärm, aus dem die für den Pfarrer wenig erbaulichen Worte zu vernehmen waren: „Die Küchenmagd," schreit sie, „wird dem Herrchen was — —." Wie begossen von Schaam, eilte der arme Alte seinem Schlafgemach zu, um seinen hungrigen Magen von einer guten Suppe vielleicht träumen zu lassen. Dem Kaplan blieb nichts anderes übrig, als innerlich lachend, dem Beispiel seines Principals zu folgen. Am anderen Tage bat der Pfarrer die Köchin wegen der ihr zugethanen Unbill, mit mir wohin gegangen zu sein, wo sie mich nicht gern wußte, ab, und das schöne Verhältniß zwischen Pfarrer und Köchin war wieder in statu quo. Doch das war bei Weitem nicht das Allerärgste, was ich über dieses Verhältniß erfuhr. Einmal nach einem größeren Spaziergange, unmittelbar vor dem Abendessen sank mir der alte Herr plötzlich ohnmächtig zusammen. Das Erste, was die herbeigesprungene Köchin that, war, dem Ohnmächtigen in die Hosentasche zu greifen, seine

Cassaschlüssel herausholen und damit auf sein Zimmer eilen, um sich der vorhandenen Baarschaft, auf die ich im Falle des Absterbens des Pfarrers im Namen des Ordens hätte Beschlag legen müssen, zu bemächtigen. Es konnte mir nicht einfallen, die Köchin in ihrem liebevollen, geistesgegenwärtigen Beginnen zu hindern; ich blieb bei dem Ohnmächtigen, der sich endlich unter meinen Händen erholte.

So sehr diese gemeine und lieblose Handlungsweise seiner Katinka den Pfarrer empören mußte, nie wagte er es nachher, ihr auch den geringsten Vorwurf zu machen, ja auch nur seine Miene, die freundlich lächelnde, die er für sie immer in Bereitschaft hatte, zu ändern. — Glücklich war der gute Mann in diesem Verhältniß natürlich nicht. Seine Neigung zu der alten häßlichen Xantippe war längst schon entschwunden, und so war es die Furcht vor dem öffentlichen Scandal allein, die ihn bis zu seinem Tode an dies kecke Weib fesselte. Oft, wenn sie nicht dabei war, erleichterte sich sein gekränktes Gemüth durch einen stillen Seufzer, den ich in meinen Gedanken mit einem kräftigen Fluch gegen das Cölibat begleitete. Seine Furcht vor seinem bösen Engel

war so groß, daß er es kaum wagte, mir, den er ziemlich lieb gewonnen, dem er vertraute und den er als einen ausgesprochenen Feind seiner Köchin kannte, sein Leid dann und wann aber immer nur so vom Weiten per ambages und sich immer sorgfältig dabei umschauend zu klagen. — Nach ein paar Monaten wurde ich durch den Einfluß der Köchin auf meinen Pfarrer, der trotz seiner Vorliebe für mich den Ordensvorstand um eine Versetzung bitten mußte (ich war offenbar für diese Station weniger geeignet) zu meiner großen Freude nach Prag zurückberufen und den Studien, meinen lieben Eltern und Geschwistern und den Studienfreunden wiedergegeben. Eine bittere Erinnerung habe ich von dieser Station mitgenommen, die Erinnerung an das schrecklich verwahrloste Landvolk, das in der That nur fast durch seine natürliche Stellung, wenig aber durch Cultur sich von seinem lieben Hausvieh unterschied. Waren aber auch die Volksschulen unter Metternich's milder und väterlicher Regierung darnach bestellt um Menschen heranzubilden? Der hungrige Lehrer, mehr auf seine Wirthshauseinkünfte, als die der Schule angewiesen, hatte wenig Lust und Liebe für seinen Beruf. Ganze

Nächte als Bauernmusikant angestrengt, überließ er häufig dem Schulgehilfen, der vermöge seiner Unwissenheit und Rohheit besser hinter den Pflug gepaßt hätte, den Schulscepter, d. h. die Ruthe, die dieser auch trefflich über die Rücken und bloßen Füße der armen, oft im Winter stundenweit hergekommenen kleinen Dorfkinder zu schwingen wußte, so daß sich das Prügeln als Hauptgegenstand, das Rechnen, Lesen und Schreiben blos als Nebengegenstände des Schulunterrichtes erwiesen. Prügeln konnte der würdige Lehramtscandidat auch besser als lesen und schreiben oder rechnen. An eine gründliche Abhilfe des Schulunfugs war gar nicht zu denken, da eine ganze hierarchisch gestimmte Rotte von Metternich abwärts bis zum niedrigsten Schulaufseher sich für dieses volksbetrügerische System interressirte. Wo wäre man da mit einer Klage durchgedrungen? Es blieb damals einem Ehrenmanne nichts anders übrig als das Gefühl der gerechtesten Verachtung jener gewissenlosen großen Herren, die unter dem Volke unverantwortlicher Weise einen größern Schaden anrichteten als es die ärgsten Diebs- und Räuberbanden zu thun vermöchten. Leider ist die Schulreform, die eigentlich mit den Volks-

schulen beginnen sollte, auch unter dem gegenwärtigen Cultusministerium in Oesterreich noch nicht bis zu den Volksschulen vorgedrungen. Das arme Volk kann warten. Wenn nur vor allen die Kirche d. h. nach der neuesten Auffassung in Oesterreich die Herren Bischöfe in ihre Rechte, die ihnen der ketzerische Joseph geschmälert, wieder eingesetzt worden sind. Das hat vor allem Noth gethan.

Sechstes Kapitel.

Meine zweite Seelsorgestation. — Wie man ein willenloses Werkzeug ist. — Wie mir abermals ein deutscher Dichter verderblich und Ursache meiner Relegirung wird.

In Prag angekommen erhielt ich nach kurzer Zeit die Kaplansstelle an der Klosterpfarrkirche, was immer als eine kleine Auszeichnung (ich weiß allerdings nicht aus welcher Veranlassung mir diese zu Theil geworden, wahrscheinlich aus oberherrlicher Laune) angesehen wurde. Mir wäre es eigentlich lieber gewesen, fern von allen Seelsorge-Sorgen meine Studien für meinen Lauf bald vollenden zu können, denn schon die Predigten, die ich halten mußte, genirten mich namentlich kurz vor einer strengen Prüfung, wo man gerne jeden Augenblick seinen Gegenstande widmet, nicht wenig; doch ich tröstete mich damit daß ich, wenn auch langsamer, so dennoch mein Ziel erreichen würde.

Ich war zufrieden und glücklich. Ich glaube mein damaliger Pfarrer, der gegenwärtig die Seelsorge bei St. Peter in Prag versieht, H. Cerny, wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich in meiner Pflichterfüllung im weitesten Sinne des Wortes nicht zurückgeblieben. Doch lange sollte mir der Stern des Glückes und der Zufriedenheit nicht leuchten. Nachdem ich das Rigorosum aus der Weltgeschichte „abgefertigt" hatte, ward ich wieder zum Spielball der Sultanslaune meines Vorgesetzten. Dießmal war ich aber selber Schuld an meinem neuen ungünstigen Schicksal. Einmal pflegte ich mich beim Ordenstische über religiöse Gegenstände viel freier auszusprechen als es allerhöchsten Orts genehm war. (Da in jedem Kloster ein vollkommen organisirtes Spitzelsystem à la Sedlnitzky existirt, erfährt der Ordensvorstand jedes Wort, das einer seiner „lieben Brüder" spricht; zotige Witze zu machen: mit der „Sauglocke läuten" ist nicht gefährlich) das Anderemal hatte ich aber unkluger Weise den Ordensvorstand persönlich beleidigt, was natürlich schwerer in die Waagschale meiner Sündhaftigkeit fiel, als das erstere Vergehen. Beleidigt hatte ich aber meinen

Ordensvorsteher also: Gerade zu jener Zeit als der Wiener Schauspieler La Roche in Prag gastirte, ordnete der Großmeister an, die Priester, die das Theater besuchen wollten und für die sonst eine Erlaubniß des Priors genügte, müßten von ihm selbst die Bewilligung dazu einholen, hoffend wahrscheinlich, es werde nicht so leicht jemand wagen, ins Theater gehen zu wollen, um sich nicht möglicherweise in der Gunst des Allmächtigen zu schaden. La Roche kündigte seine Gastrolle als Mephisto in Göthe's Faust an. Ich hatte damals mit meinem Freund Peter Bannert, dem nachmaligen Professor der Physik am Lyceum zu Czernowitz, der im Jahre 1848 in Folge einer schändlichen Denunziation von einem seiner Collegen sich zu Tode gegrämt hatte (unter Metternich saßen in jedem Professorencollegium, auch in Prag zwei bis drei Spione) den Götheschen Faust halb auswendig gelernt; La Roche als Mephisto zu sehen konnte ich nicht unterlassen. Ich trat vor den Großmeister hin mit der Bitte ins Theater gehn zu dürfen. War der Gang an und für sich für einen Mann schon demüthigend genug, so noch mehr der Empfang, der mir von meinem Despoten zu Theil wurde. Nachdem er

mich vom Kopf bis zu den Füßen gemessen, begann er mit Weihe und Salbung also zu sprechen: „Sie sind Ordensmann! Sie müssen sich als solcher gewöhnen den Vergnügungen der Welt aus dem Wege zu gehen! Sie bleiben zu Hause!" Ich erwiderte bescheiden, daß ich dießmal das Theater nicht des Vergnügens willen besuchen möchte, sondern weil ich glaube, daß die Darstellung eines solchen Kunstwerkes unter Mitwirkung eines solchen Künstlers zur Ausbildung des Zuschauers beitrage; darauf er entrüstet entgegnete: „Also glauben Sie, daß wir, die wir das Theater nicht besuchen, weniger gebildet bleiben?" Hätte ich den erzürnten Gnädigsten tausendmal um Vergebung gebeten, ihm demüthig die Hand geküßt und mich unter obligatem Katzenbuckeln zur Thüre hinausgemacht, wer weiß ob dieser Vorfall für mich weitere nachtheilige Folgen gehabt hätte; aber ich Unglücklicher hatte auf seine letzten Worte mit den Achseln gezuckt, was eine ziemlich deutliche Antwort war, und so — herrschte er mich ergrimmt an: „Sie bleiben zu Hause! Wohlverstanden! Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas." Ich blieb zu Hause und hielt eine Meditation darüber, wie süß die Sklaverei

schmecke und wie schön sichs ausnehme, wenn ein Mann zu singen hat:

„Führe mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband.“

Das unkluge und unbescheidene Achselzucken hätte mir leicht meine ganze Lebenszukunft verdorben, wenn nämlich — der Ordensvorstand, dem gegenüber ich es gewagt, weiter am Leben geblieben wäre. Schon in einigen Tagen darauf, besuchte mich der hochmüthige Prälat auf meiner Stube, um mir anzukündigen, ich müsse mich auf eine andere Station begeben, und fügte mit höhnischer Miene (die einem Vorgesetzten seinem Untergebenen gegenüber schlecht steht) hinzu: „Es war ja Ihr Wunsch, Ihrer Studien wegen in irgend eine größere Stadt stationirt zu werden; ich habe Sie deßhalb — für Eger bestimmt.“

Ich hatte damals gerade die Vorlesungen über Physik in Prag zu hören begonnen, um aus diesem praktischen Gegenstande gehörig vorbereitet zum Prüfungstisch hintreten zu können. Jetzt wurde ich plötzlich, ohne das Geringste vorher zu ahnen, nach Eger exilirt, wo ich höchstens Studien im Bairisch Bier Trinken zu machen Gelegenheit hatte. Ich blieb auf die mich sehr unangenehm überraschende

Nachricht wie angedonnert stehen und erwiederte, auf's Tiefste in meinem Innern durch diese unverantwortliche Willkür verletzt, dem höhnenden Despoten kein Wort. Im wohlfeil errungenen Triumphe zog er von dannen.

Als die Zeit meiner Abreise gekommen war, verabschiedete ich mich bei den Brüdern, von denen die Höhergestellten namentlich sich nicht genug bedauernd verwundern konnten, daß ich so ohne einen Grund, ohne alle Veranlassung, ohne daß auch nur Jemand von ihnen davon etwas erfahren hätte, aus meiner Studienlaufbahn herausgerissen wurde. Professor Beer, der nachmalige Großmeister tröstete mich mit den Worten, es werde sich wohl des „alten Herrn“ Zorn in einiger Zeit legen und dann könne es mir wieder durch Bitten und Vorstellungen gelingen, nach Prag zurückkommen zu dürfen. Ich vertraute dem Manne und gab ihm die heilige Versicherung, daß ich diesen mir so feindlich gesinnten Vorgesetzten in meinem Leben nie mehr um etwas bitten werde.

Diesen festen Entschluß hätte ich auch ausgeführt, denn es ist wahrlich empörend für mich gewesen, immer wieder um das betteln zu sollen, was mir versprochen worden, was mir also auch

hättte gewährt werden sollen. Wie viele Hindernisse hat nicht der wortbrüchige Ordensvorstand mir vor einer jeden Prüfung in den Weg gelegt; oft wollte ich schon meinem eigensten, klar und deutlich begriffenen Beruf entgegen, auf die wissenschaftliche Laufbahn verzichten, wenn ich nicht vor den traurigen Aussichten, die meiner, als eines ungläubigen Priesters in der Seelsorge harrten, zurückgebebt hätten. Dießmal blieb mir keine andere Wahl, als entweder meine angeborene Menschenwürde fort und fort mit Füßen treten zu lassen, oder mit einem ungläubigen Bewußtsein in mein Exil zu wandern. Ich zog das letztere vor in der Voraussicht, daß ich selbst als heterodoxer Priester in der Seelsorge meinen Nebenmenschen würde nützen können. Dieses Bewußtsein sollte das andere, daß ich also dennoch mein Leben hindurch ein Comödiant werde bleiben müssen, paralysiren. Ein Comödiant und zwar ein verächtlicher Comödiant ist aber jener Pfaffe, der gegen seine Ueberzeugung oder ohne eine solche, priesterliche Funktionen ausübt. Wer im Ernste daran glaubt, daß er in der Messe den Schöpfer des Alls selber schafft, daß er diesem und jenem die Sünden vergeben, diesen und jenen durch

seine Gebete in den Himmel poussiren könne u. s. w., den werde ich mit Erlaubniß für einen beschränkten Menschen halten, der nie recht im Buche der Natur und der Geschichte gelesen; aber meine herzliche Achtung werde ich ihm nie versagen, da sich diese immer auf den Character und niemals auf die Anschauungsweise eines Menschen zu beziehen hat. Ich selber konnte mich in meiner neuen Lage in Eger nicht achten, mich aber wegen meiner Ueberzeugungen, ohne jemandem damit genutzt zu haben, ohne sie wenigstens früher öffentlich ausgesprochen zu haben, lebenslänglich in ein geistliches Correctionshaus stecken zu lassen, dazu verspürte ich wenig Lust; übrigens verließ mich auch die Hoffnung nicht, daß früher oder später, wenn nicht der Zufall, so doch die eigene That eine Aenderung meiner Lebensverhältnisse herbeiführen könne.

Siebentes Kapitel.

Die Zustände in Eger. — Die Sekte der Severinianer. — Das vom Teufel besessene Mütterchen. — Meine Predigten. — Christlicher Warnungsbrief. — Ein Jesuitenstücklein und Reflexionen darüber.

Mit einer düsteren Resignation getränkt kam ich nach Eger, und trat dort mein neues und in der Seelsorge letztes Amt an.

Ich sah mich auf mich allein gewiesen. Zum Umgang standen mir im Orte zunächst zu Gebote ein Priester, den ich schon früher als den vollendetsten Heuchler kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, dann ein versoffener Dominikanerpater und endlich ein paar Ortsgeistliche, die ihrem ganzen Erscheinen, ihrer Bildungsstufe nach ziemlich deutlich an Halbwilde mahnten. Ich wäre ganz vereinsamt dagestanden, wenn ich nicht zufälliger Weise mit einem der Egerer Professoren Bekanntschaft gemacht hätte, die mir so zusagte, daß ich mich für die ganze Zeit meines Dortseins an

ihn anschloß. Mit ihm machte ich in der Umgegend Excursionen, mit ihm verkehrte ich am meisten. Sein Haus war das einzige, das ich besuchte, es war gerade am Pfarrhaus gelegen. Was mir diese Besuche lieb machte, war, außer der Person des Freundes, seine zahlreiche liebenswürdige Familie, die mich recht oft an mein eigenes väterliches Haus erinnerte.

Kaum in Eger angekommen, erfuhr ich schon zu meinem größten Leidwesen, in welch' elendem Zustand eine große Zahl der Bevölkerung der Stadt und der Umgegend durch einen Fanatiker und mehrere betrügerische Priester versunken war. Einige Jahre bevor ich nach Eger gekommen war, hatte daselbst ein fanatischer Dominikaner, Pater Severin, eine Sekte, die der Severinianer gestiftet. Der Zweck derselben war, innerhalb der katholischen Kirche einen noch „katholischeren" Verein zu bilden, dem die ganze andere katholische Welt viel zu lau und viel zu verdorben, mit einem Worte viel zu gottlos war. Nach dem Tode Severin's bemächtigten sich ein paar betrügerische Pfaffen des Vereins, um unter dem Deckmantel größerer Religiösität theils ihren Lüsten besser fröhnen, theils das arme dumme

Volk besser aussaugen zu können. Die vormärzliche Regierung brauchte nur gute Unterthanen, keine Gelehrten; gegen die Severinianer war von diesem tugendhaften Grundsatze aus nichts einzuwenden. An dem Verein nahmen zumeist Weiber und zwar Dienstboten Theil. Sie unterschieden sich äußerlich von den Anderen dadurch, daß sie ganz schwarz gekleidet, immer mit gesenktem Blicke, gewöhnlich ein Gebetbuch unterm Arm, einhergingen. Sonst waren sie verpflichtet, alle Tage die Kirche zu besuchen, alle acht Tage zur heiligen Beichte zu gehen und die heilige Communion zu empfangen, öfters bei den geistlichen Vorständen des Vereins um geistlichen Rath und Trost einzusprechen, jede Wallfahrt wo möglich mitzumachen, sich zu Hause sich öfters des Gebetes zu befleißen und — den jungfräulichen Stand zu bewahren. Die Bürger und Landleute, die severinianische Dienstboten hatten, beklagten sich sehr über die Faulheit und Nachlässigkeit derselben. Natürlich! Zweien Herren kann man nicht dienen, und da ging Gottesdienst vor Herrendienst. Was aber das Auffallendste und Bedauerlichste bei diesen frommen Personen, war dies, daß sie fast alle liederlich lebten und die meisten von ihnen sich

vom Teufel besessen glaubten. Diesem gräßlichen Unfug, dieser himmelschreienden Betrügerei der Egerischen Pfaffen entgegenzuwirken, dazu beschloß ich meinen Wirkungskreis im Beichtstuhl und auf der Kanzel in kräftigster Weise zu benützen. Ich selbst hatte es mit einem achtzigjährigen Mütterchen zu thun, das mich Tag für Tag regelmäßig nach der Messe besuchte, um sich mit mir über jene Teufelsangelegenheiten zu berathen. Der Teufel war der alten Frau beständiger Genosse. Suchte sie in ihrem Koffer Etwas, da saß er in einem Winkel gekauert, wollte sie sich schlafen legen, da lag er schon im Bette, oft war er nirgends zu sehen, da war er in sie hineingefahren, um die Arme zu plagen. Inständigst bat sie mich, ihr diesen Teufel auszutreiben. Tagtäglich sollte ich ihr die Hände auflegen und lateinische Floskeln gegen den Teufel sprechen, tagtäglich kam sie wieder, um mir ein neues Leid, das ihr der Böse angethan, zu klagen. Ich versuchte es auf das arme Weib natürlich zuerst durch Accomodation an ihre fixe Idee, sodann durch allerlei Vorstellungen, z. B., daß Gott der Allmächtige jedem Menschen einen Schutzengel bestimmt, der viel mächtiger als der Teufel sei,

einzuwirken, doch es war zu spät; das Weib war in Folge jahrelanger Qualen halb blödsinnig geworden und von der fixen Idee nicht mehr zu zu trennen. Erst der Tod, der große Befreier von so manchem Trug und Wahn, befreite auch die arme Unglückliche von ihrem jahrelangen, durch Pfaffenbetrug geweckten Leiden.*)

Mich erbarmte das arme, von den Pfaffen betrogene, von der väterlichen Regierung verlassene Volk und ich fing an von der Kanzel meine, später als unchristlich bezeichneten Predigten zu halten, d. h. das Reich des Teufels einzuschränken. Nach dem, was mir als besonderes geistiges Bedürfniß des Volkes vorkam, richtete ich den Inhalt meiner Predigten ein. So hob ich oft hervor, daß Arbeit Gott eben so wohlgefällig sei als Gebet, daß auch dieses an Wochentagen nicht vernachlässiget werden dürfe; weiter: daß der jungfräuliche Stand ehrwürdig sei, ehrwürdiger aber der Stand der Ehe, wie ja auch Maria nicht blos Jungfrau,

---

*) Der echte katholische Zelot wird freilich sagen: Ja, S. konnte den Teufel nicht austreiben, denn er hatte keine Macht über ihn, weil er an ihn gar nicht glaubte. Ich lasse dem Manne das Vergnügen dieser Interpretation.

sondern auch Mutter gewesen und gerade dieses Verhältniß ihre größte Würde zeige. Auch gegen die häufigen Wallfahrten eiferte ich; werden doch diese in der Regel als günstige Gelegenheiten angesehen allerlei Unfug, insbesondere Hurerei in einer Weise zu treiben, daß es vielmehr als ein Wunder erscheint, wenn die Gnadenbilder und Gnadenstatuen der Wallfahrtsorte darüber nicht die Augen verdrehen und die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Ich brachte auch die „Ketzerei" vor, die Mutter Gottes könne man in Eger und wo immer eben so gut verehren, wie etwa in Maria-Kulm. Es kommt in der That auf Eins heraus. Was mir aber am meisten zur Schuld gelegt wurde, war, daß ich nicht gestatten wollte, daß der Teufel noch immer auf der Welt herumwandere, um dann und wann von einem Menschen Besitz zu ergreifen, daß ich die bösen Begierden und Neigungen der Menschen für die Teufel erklärte, die die Menschen plagten. Freilich griff ich den Verein der Severinianer direkt an, indem ich nachwies, daß man schon als Mitglied des großen Vereins, der katholischen Kirche, selig werden könne, wenn man ihre Vorschriften befolge, daß ein engerer

Kreis in dem großen die allgemeine christliche Liebe, die ein jeder Katholik für Jedermann fühlen und üben solle, eher hemme als fördere, indem man ja einen Unterschied zwischen Mitgliedern des engeren und des großen Vereins mache, einen Unterschied, der völlig ungiltig sei. Das war nun allerdings sehr „unchristlich", denn es konnte sehr leicht die tonsurirten Betrüger in ihrem einträglichen Nebenerwerb beeinträchtigen und das schöne sittliche Verhältniß der „Egerer Wahrheitsfreunde" zu den Severinianerinnen genieren; besonders als meine Predigten anfingen, einigen Erfolg zu zeigen. Das ungebildete Volk ist leicht zu verdummen, aber eben so leicht auch wieder auf gute Wege zu bringen. Wenn die österreichische Regierung, die so viel Macht den Bischöfen eingeräumt hat, daß von jetzt ab kaum ein „Freigeist" wird „unchristliche" Predigten halten können, die Presse nur ein wenig freier machte, die Verdummer des Volkes könnten schreien und wüthen wie sie wollten, es würde ihnen die Presse bald das Handwerk legen, das Licht bald die Finsterniß vertreiben und ruhig könnte der Freund des Volkes der Zukunft entgegensehen! —

Das Maß meiner Versündigungen auf der Kanzel gegen die Severinianer war voll geworden; es galt, mich durch die Androhung einer Klage zu schrecken. Ich erhielt folgenden Warnungsbrief, den ich mit authentischer Treue bis auf alle seine orthographischen Fehler herab abdrucken lasse, weil man dieses „christlichen Warnungsbriefes", der mein verhärtetes Gemüth nicht zu erweichen vermochte, später erwähnte und ihn als Beleg meiner Unbußfertigkeit angeführt hat.

Der Brief lautete also:

Eure Ehrwürden!

Aus Liebe gegen Sie und der Wahrheit wagen wier es Sie Eueure Ehrwürden Herrn Pter v. Smädena zu erinnern und zu warnen und bitten durch Christo Jesu, der uns, zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlößung geworden ist. 1. Korth. 1, 30. 31. von in Ihren Predigten vorwiegenter Weltweisheit die bei Gott nur Thorheit ist 1. Korth 1. abzurathen. Den heißt das nicht des Kreuzes Christi sich schämen und den verachten wie der Apostel Paulus sagt: In dem die Fülle der Weisheit ja Gottheit wesentlich wohnt; Kolosser 2., 2., 4. O! welchen schönen vergleich von der Welthweisheit und Weisheit Christo Jesu nach denselben Apostel nicht? in den eben genannten Priester: 1. Korth.: 1., Kolosser: 2. u. d. g. und Wunder schön sind hierüber die Anmerkung des Herrn Professor Allioli in seinen neuen Testament. — Sie werden ja wissen wie der große Heilige Augustin sagt daß ihm die Bücher der Welthweisen ꝛc. gleichsam eckenl, weil der Name Jesu nicht darin vorkomt. So auch führen die zwei großen Gottesgelehrten Keß und Weiß —

von heiligen Hironimus folgentes an: „Ich wurde von Christo in einer Traumgesicht aufs nachdriecklichste verwiesen, weil Ich die Schrieften der Welthweisen, mit einer leidenschäftlichen Anhänglichkeit lies. Von dieser Zeit laß Ich selbe nie mehr bloß zur Noth, des Stieles wegen und da nur etwas weniges.“ Und nun prüfen und vergleichen Sie Ihre Lehre nur selbst mit der Lehre Jesu! und seiner Unfehlbaren Kirche, Sie werden finden daß Sie mehrere irrige und falsche, ärgerliche Sätze vortragen. In der Stadt wierd davon gesprochen, und Sie laufen in Gefahr hiewegen bey dem Consistorium verklagt zu werden, darum haben wier Sie in in voraus berichtigen wollen, um Ihnen als wahre Freunde, Sie über alle unannehmlichkeiten zu erheben. Und wier hegen durch die wenige Vorstellungen die sicherste Hoffnung; die Zisternen wie daß Wort Gottes sagt zu verlassen die kein Wasser halten — Sie verstehen schon. — O wenn Sie wüsten wie überlästig manchem Zuhörer Ihre Predigen wären wo beinahe kein Wort der Offenbarung, sondern bloß Cidacionen der Heidnischen Welthweisen vorkommen. Noch einmal bitten wier Sie als wahre Freunde in Christo, die Lehre Jesu nicht zu verachten „von dessen Fülle wier alle entpfangen haben.“ Joh. 1.

Mit aller Hochachtung in Nahmen aller Theilnehmer
Eure Ehrwürden
unterthänigsten Pfarrkinder
(folgen sechs Unterschriften.)

Ich überlegte in den ersten Tagen nach Empfang dieser Zuschrift, nicht aus Furcht für meine Person, aber nicht ohne Sorge für das Aufkommen der Saat, die ich gesäet, welcher Entschluß nun fassen, welche Richtung in meinem Wirken einzuschlagen wäre. Da kam mir der Warnungs-

brief selbst zu Hülfe. Es dauerte nicht lange, da wurde es in ganz Eger — unbegreiflich wie — notorisch, daß ich einen „Warnungsbrief“ erhalten. Er sei mit absichtlich eingestreuten orthographischen Fehlern von einem biederen Collegen, dem Vorsteher der Severinianer verfaßt, von einem severinianischen Bürger abgeschrieben, sodann anderen Bürgern zur Unterschrift vorgelegt und endlich ins Pfarrhaus geschickt worden.

Als der Ursprung des Briefes bekannt wurde, war die Entrüstung über diesen frommen Betrug meines hochwürdigen Herrn Bruders in Christo allgemein, und um so gegründeter, als man ohnedies diesen Severinianer als einen der ärgsten Heuchler kannte. Ueberall begegnete man ihm mit Hohn und Spott und die wenigen Leute, die ihm noch angehangen und seine Predigten besucht hatten, wandten sich von ihm ab, um die Zahl meiner Zuhörer, zu denen sich jetzt sogar Leute gesellten, die man sonst nicht bei der Predigt zu sehen pflegte, zu vermehren. Der Arme hatte das Gegentheil von dem bewirkt, was er wollte. Aber auch den Unterzeichnern des Warnungsbriefes, deren Namen bekannt wurden, ging es nicht besser. Das zeigte sich darin,

daß diese Leute zu mir kamen, mich um Verzeihung wegen ihrer Unterschriften, zu denen sie verleitet worden wären, und zugleich, weil sie fürchteten, sie könnten in der Stadt, wenn sie sich zeigten, gesteinigt werden, um die Vergünstigung baten, ich möchte zum Zeichen der Versöhnung zwischen mir und ihnen, mit ihnen das ein und andere Mal ein paar Straßen von Eger durchwandern, was denn auch geschah.

Das ist die Geschichte des „Warnungsbriefes", den ich in Eger meiner unchristlichen Predigten wegen. von „guten Christen" erhielt, und mit dessen Veröffentlichung mir viele Jahre später, nach der Erklärung meines Austritts aus der katholischen Kirche ein „Wahrheitsfreund", im „Kathol. Blatt aus Mähren" drohte. Nun erst hätte ich in Eger so recht die Axt an die Wurzel des Giftbaumes des Severinianismus legen können; doch das Schicksal wies mir eine andere Bestimmung, einen andern Lauf zu.

Ehe ich aber meine Seelsorgerstation in Eger verlasse, muß ich noch einen Wolf im Schafspelz, den ich dort kennen lernte, charakterisiren. Einer der eifrigsten Vorsteher der Se-

verinianer war zu meiner Zeit ein Pater, von dem man auf den ersten Blick sagen mußte, daß ihn „der Eifer des Herrn verzehre.“ Dieser fromme Mann schlich voller Demuth tagtäglich mit seinem Brevier unter dem Arm in die Kirche um da seine Andacht, außerdem daß er die heilige Messe las, zu verrichten. Jeden Sonnabend ging er zur heiligen Beichte, um am Tage des Herrn in voller Schuldlosigkeit das heiligste Meßopfer darbringen zu können. Seine Seelsorgepflichten übte er mit so viel Lust und Liebe, daß er um so glücklicher war, je öfter er die Schule besuchen, die Kanzel besteigen, den Kranken trösten und den Sünder absolviren konnte. Um den ihm anvertrauten Schäflein den Weg in den Himmel zu bahnen, gab er fleißig fromme Büchlein, namentlich für die erwachsene Schuljugend heraus. Da half er der Jugend einmal in der Gewissenserforschung, ein andermal klärte er sie über die Bedeutung der heiligen Messe auf, ein drittesmal zeigte er wie man sich für den würdigen Empfang des allerheiligsten Altarssakraments vorzubereiten habe und s. f. Außerdem hatte der Mann in seiner Büchersammlung eine Menge Jugendschriften, blos zunächst um die

Jugend mit nützlicher und christlicher Lectüre zu beschäftigen. Nach dem Grundsatz: Lasset die Kindlein zu mir kommen, lud er die Schulkinder ein, auch nachdem sie aus der Schule ausgetreten, ihn als ihren Freund und Rathgeber zu betrachten, ihn öfters zu besuchen, sich bei ihm Bücher zum Lesen abzuholen u. s. w., was alles denn auch geschah. Leider geschah bei solchen Gelegenheiten noch mehr was nicht hätte geschehen sollen. Der fromme Pater, der bei den geringsten Veranlassungen im gewöhnlichen Leben seine Augen gegen den Himmel verdrehte, (daß die Jesuiten doch alle im Augenverdrehen so geschickt sind, sogar Bildern können sie die Augen drehen, wenn sie wollen!) war trotz seiner Frömmigkeit ungemein geil, und zwar so sehr, daß seine ganze, so breit angelegte und zur Schau getragene Frömmigkeit nur als Mittel zur Befriedigung seiner Lüste und als Deckmantel seiner schlechten Streiche dienen mußte. Mit den erwachseneren Schulmädchen pflegte er nämlich folgendes Manövre auszuführen. Er legte eine größere Münze, etwa einen Thaler auf den Tisch und bat das Mädchen schmeichelnd und auf den Thaler hinweisend um Gunstbewilligungen die

ich hier nicht näher zu erläutern brauche, die aber der Leser errathen wird. Ging das Kind auf den Willen Sr. Ehrwürden ein, so bekam es den Thaler und der lüsterne Pfaffe hatte eine süße Frucht seiner Frömmigkeit geschmeckt*). Verweigerte aber das Mädchen die Erfüllung seiner Bitten beharrlich, dann — was glaubst Du lieber Leser? — dann richtete er sich in seiner ganzen katechetischen Majestät auf; innige Freude heuchelnd übersprudelte sein Mund von Lobeserhebungen der Tugend und Standhaftigkeit seiner ehemaligen Schülerin, die natürlich nur nach und nach über diesen plötzlichen Wechsel des Verhaltens ihres ehemaligen Herrn Katecheten zu sich kommen konnte. Völlig überzeugt, daß dieser fromme Mann nur seine Pflicht gethan, indem er ihre Standhaftigkeit geprüft, verließ das Mädchen den Jesuiten, der wirklich klug wie die Schlange gehandelt. — Da ich einmal dieses Gebiet betreten, kann ich eine Reflexion nicht unterdrücken, die die eben erzählte Geschichte in mir erregt. Es scheint mir wirklich wunderbar, mit welcher

*) Eine nächste h. Messe zur Erlösung einer armen Seele aus dem Fegefeuer brachte ihm den Thaler wieder ein. Wie gewonnen, so zerronnen.

Leichtigkeit im Schooße der katholischen Geistlichkeit über die sittliche Laxheit, ja Verworfenheit von Seiten der höhern Geistlichkeit weggegangen wird. Von jenem severinianischen Geistlichen waren bei den geistlichen Behörden manche unzüchtige Stücklein bekannt geworden; nicht destoweniger hatte einmal ein hochgestellter Geistliche denselben anderen Priestern zum Muster aufgestellt. Es ist unter den höheren und niederen Geistlichen eine Art stillschweigendes Compromiß geschlossen. Ueber Vergehungen des niederen Clerus in puncto sexuali geht der höhere (aus leicht zu errathenden Gründen) hinweg, nur der öffentliche Scandal wird bestraft. Dafür spricht auch das gang und gäbe Sprichwort: si non caste, saltem caute, ein Satz, der übrigens gar nicht hypothetisch genommen wird.

Dafür spricht der sonderbare Usus hie und da einen Geistlichen, der sich über dem Vergehen mit einer Weibsperson hat ertappen lassen, nicht deshalb zu bestrafen, daß er sich vergangen, aber deshalb, daß er sich beim Vergehen hat erwischen lassen. Wenigstens hörte ich einmal einen Prälaten in dieser Weise sich äußern. Es ist aber auffallend, daß auch sogenannte Laien, gewöhnliche Spießbürger

dem ausgesprochenen Grundsatz huldigen und den Geistlichen irgend ein reelles Vergnügen in Gottesnamen gönnen, wenn es nur ohne Aergerniß geschieht. Darin liegt nun Mancherlei. Zuerst spricht sich in dem Grundsatze, wenigstens von Seite der Laien, eine gewisse Humanität, eine gewisse Nachsicht mit der „unvermeidlichen" Schwäche des Anderen aus, die um so rühmenswerther erscheint, als dieser eben kein Laie, sondern ein Geistlicher ist; weiter verräth der Grundsatz eine gewisse sittliche Indignation gegen alles böse Beispiel, das auf die allgemeine Sittlichkeit nachtheilig einwirken kann. Ich für meine Person sehe in dem Grundsatz ein Zeichen der radikalen Verderbtheit unserer gesellschaftlichen Zustände, die durch und durch von der Heuchelei inficirt sind. Mit je mehr Anstand und Klugheit und Schonung der öffentlichen Meinung Jemand Lump zu sein versteht, auf desto mehr Nachsicht, ob auch seine Lumperei sich nicht läugnen läßt, kann er Anspruch machen. Ich meinestheils denke: Entweder ist das Thun eines Geistlichen mit einer Weibsperson ein Vergehen oder nicht. Im ersteren Falle bleibt es das und die Nachfolger der Apostel wenigstens, die Bischöfe sollten Verhältnisse

dieser Art, wenn sie ihnen auch nur unter der Hand bekannt sind, im Interesse ihrer Religion nicht dulden. Oder es ist in ihren Augen so ein Thun kein Vergehen, warum strafen sie dann denjenigen, der etwa in der Heuchelei nicht so geübt ist, überhaupt nicht so raffinirt ist, wie andere seiner geistlichen Mitbrüder? Entweder, Oder! —

Achtes Kapitel.

Ein unerwartetes Ereigniß führt mich nach Prag zurück. — Ich promovire. — Ein neuer Beruf meines Lebens. — Ich supplire die Lehrkanzel der Philosophie und erfahre, wie viel mir an Wissen fehlt.

Durch den für mich so glücklichen Ausgang der erwähnten Warnungsbriefgeschichte ermuthigt, beschloß ich von jetzt an nach einem etwas vergrößerten Maßstab für das reine Christenthum gegen die Pestbeulen, die sich am katholischen Organismus (der selber ein bösartiger Auswuchs des Christenthums, die Nachtseite dieser schönen humanen Religion genannt werden muß) angesetzt hatten, einzuschreiten. Da kam den Kreuzherrn in Eger die Trauerbotschaft aus Prag, der General-Großmeister sei verschieden.

Mir war diese Botschaft keine niederschlagende. Also frei war ich von dem schweren Drucke, den ein persönlicher Haß meines Ordensvorstandes auf mich geübt hatte, und das — so

plötzlich! Nun öffneten mir wieder einige Hoffnungsstrahlen die ersehnte Zukunft, die ich schon für mein Lebelang verschlossen wähnte! Ich verhehlte meine Freude über diesen Todesfall nicht im Mindesten, das Heucheln ward mir von jeher so unendlich schwer; freilich hatte ich damit den Anstand verletzt, denn wenn das Oberhaupt einer geistlichen Familie aus der Mitte derselben scheidet, so sollen doch alle Mitglieder derselben für einige Tage eine Trauermiene anlegen, den Kopf hängen, einige Seufzer los lassen und zum Ueberfluß bei Gelegenheit die eine oder die andere Thräne zerdrücken. Nehmt aber einen Sklaven seine Ketten und sagt ihm, er habe seine Peiniger nicht mehr zu fürchten, und verlangt von ihm, er soll darüber trauern!

Mein erstes Beginnen, nachdem ich die frohe Trauerbotschaft aus Prag vernommen, war, dem Dr. und Professor der Theologie Beer, der mir bei meiner Abreise aus Prag die meiste Theilnahme gezeigt, zu schreiben und ihn zu bitten, er möge sich jetzt meiner annehmen, daß ich meinen Studien wiedergegeben würde. Ich hatte den besten Erfolg von diesem Schreiben zu erwarten, denn einmal kannte ich P. Beer als

einen Beförderer und Freund der Wissenschaften, dann wußte ich mit so ziemlicher Gewißheit, daß er und Niemand Anderer im Kreuzherren-Generalat nachfolgen werde. Meine Hoffnungen täuschten mich in keiner Weise. Mit der freundlichsten Zuvorkommenheit erwiederte P. Beer mein Schreiben mit dem Bedeuten, er werde nicht ermangeln, meine Angelegenheit dem künftigen Ordensvorstande gehörig ans Herz zu legen. Als die Zeit der Vorsteherwahl kam, meldete ich mich bei meinem Pfarrer in Eger zur Abreise nach Prag, und packte meine wenigen Sachen zugleich zusammen, denn daß ich in Prag unter diesen Umständen werde bleiben können, war mir nicht im Geringsten zweifelhaft. P. Beer ward von allen Brüdern bis auf einen gewählt, und ich — durfte in Prag bleiben, meine Rigorosen zu Ende führen und endlich zum Doctor der Philosophie promovirt werden. Wenn Großmeister Beer im Voraus gewußt hätte, welche Stellung ich einige Jahre später dem Orden gegenüber einnehmen werde, ob er mich wohl damals so begünstigt hätte? Doch, ich will nicht mäkeln an dem, was er für mich that, ich werde ihm dafür meinen herzlichsten Dank für die ganze

Zeit meines Lebens bewahren, trotzdem daß ich in der letzten Zeit, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, gegen seinen Willen handeln mußte, und aus eben demselben Motiv noch in dieser Schrift gegen ihn werde auftreten müssen. Es gibt für ein ehrliebendes Gemüth kein schmerzlicheres Geschick, als den Dank verletzen zu müssen und Undankbarkeit wird mit Recht unter die häßlichsten Züge eines unsittlichen Charakters gezählt. Aber die Pflicht der Dankbarkeit ist keine unbegrenzte, und es darf deshalb Niemand verlangen, daß man aus Dankbarkeit heuchle. Wirft man die heuchlerische Maße weg und verletzt damit die schuldige Dankbarkeit, so geschieht dies nur scheinbar, denn einen Dank, der von uns Unsittliches fordert, sind wir zuletzt nicht schuldig, und ist seine Verletzung eben deßhalb nicht unter die Kategorie der Undankbarkeit zu bringen.

Nachdem ich für meinen Beruf, für den ich mich einzig tauglich fühlte, wenigstens das erste Ziel erreicht, konnte ich in freierer, d. h. nicht vorgeschriebener Weise mich auf die Wissenschaften verlegen. Um nicht dabei für den Orden müßig zu erscheinen, denn die älteren von den Brüdern

wenigstens rechnen literarische Beschäftigung und Faullenzerei für dasselbe, ward ich zum — Kellermeister des Hauses ernannt, was mir jedenfalls lieber war, als wäre ich in seelsorgerlicher Richtung wieder verwendet worden. Das Amt war nicht gegen meine Ueberzeugung, raubte mir nicht viel Zeit, und gab mir überdieß im Convent ein Ansehen, ja vor dem Domestiken eine gewisse Würde, deren ich mich später, als ich das Amt niederlegte, nicht mehr zu erfreuen Gelegenheit hatte. Als ich nämlich im Jahre 1842 Adjunkt der philosophischen Lehrkanzel an der Prager Universität geworden war, enthob mich der gütige Vorstand aller Beschäftigung für den Orden oder das Haus, und ich konnte ungestört der Schule und der Wissenschaft leben. Durch vier Jahre blieb ich in diesem glücklichen Verhältniß, das aber dennoch dann und wann durch die Gedanken, daß ich in und von einem Institut lebe, das meiner Ueberzeugung gemäß verwerflich war, mächtig getrübt wurde.

Gerade als die Jahre meiner Adjunktur mit dem Jahre 1845 gesetzlich abgelaufen waren, ward der damalige Professor der Philosophie Dr. Exner nach Wien zu einer Berathung behufs eines neuen

Studienplans berufen und mir die Supplirung seiner Lehrkanzel anvertraut, die ich denn auch in den Schuljahren 1846 und 1847 versah. Was ich in diesen sechs Jahren meines Lehramts äußerlich und innerlich erlebt, steht mit dem Zwecke, den die vorliegende Schrift verfolgt, in keiner unmittelbaren Beziehung. Ich will also über dieselbe hinwegeilen, nur das muß ich erwähnen, daß ein fortgesetztes Studium der Philosophie und Geschichte mich in der Ueberzeugung „von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffs" immer mehr bestärkt hatte, daß ich diese Zeit benutzte, um nebenbei auch manches einzuholen, was ich auf dem Gymnasium nicht durch meine Schuld, sondern durch die eines erbärmlichen Schulplanes versäumt hatte und endlich, daß ich erst auf einer Reise durch Deutschland, die ich im ersten Jahre meiner Adjunktur unternommen, erfuhr, was wissenschaftliche Schulen seien. Ich staunte, als ich in Leipzig eine Vorlesung Herrmann's hörte. Ich war ein absolvirter Philologe, aber durch Herrmann ward es mir klar, daß ich bis dahin gar nicht gewußt, was Philologie sei. Ich hörte in Halle den alten Gesenius das alte Testament exegetiren. Mein Gott, dachte

ich damals, wäre es nicht die erste Pflicht der österreichischen Regierung, alle ihre Professoren der Exegese nach Halle dem alten Gesenius in die Schule zu schicken? Von der Art und Weise, in der Ritter in Berlin an der Universität die Geographie vortrug, hatte ich österreichischer Doktor und Adjunkt der Philosophie auch keine Ahnung gehabt. Und überall dieser rege Eifer an den Universitäten, dieses ernste Streben der Jugend etwas zu lernen und bei uns zu Hause dieser leere Formalismus in den Studien, dieses beständige Namenlesen und Ermahnen, „die Herren" möchten nicht schwätzen, dieses unnütze Studiren von Kurs zu Kurs für die Prüfung, um des Zeugnißes willen; was Wunder, daß Wien, nein! sondern das ganze Oesterreich zu einem Capua der Geister werden mußte? Voll Bitterkeit gegen unsere Schulbehörde kehrte ich daheim zurück; es war offenbar unser ganzes Schulwesen theils auf Betrug, theils auf kolossale Ignoranz aufgebaut, nie konnte ich mich, entrüstet über dieses gewissenlose Gebahren der ehemaligen Studienhofcommission, entschließen, irgend einmal eine Reise nach Wien oder eine Aufwar-

tung einem Studienrath zu machen. Ich erwähne dies, weil dieser Umstand auf meinen spätern Austritt aus der katholischen Kirche nicht ohne Einfluß geblieben.

Neuntes Kapitel.

Das verhängnißvolle — nein, das glorreiche Jahr 1848. — Ich werde Decan der philosophischen Fakultät. — Ein Verstoß gegen die Artigkeit. — Die Stiefelfrage als Inauguration des Fortschrittes. — Rede in der Aula. — Ereignisse der Prager Pfingstwoche. — Reflexionen über die Heuchelei in der Gesellschaft.

Hoffentlich ist die Bemerkung überflüssig, daß ich hier über das Jahr 1848 nur sofern zu sprechen habe, als es nebst so vielem Andern, unendlich Wichtigerem auch meinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche möglich gemacht hat. Welch ein Jahr, für die Diplomaten, die Bureaukraten, die Pfaffen, und die officiellen Zöpfe alle! Wie ihnen so plötzlich die Staatsweisheit ausging und die gewichtigen Amtsmienen zusammenschrumpften, und wie sie einander gegenseitig, so plötzlich ganz dumm geworden, anglotzten! Seht, wie das Leben dieser Träger einer gleißnerischen Civilisation durch dies einzige Jahr vergiftet ist und ob es ihnen auch ge-

lingen wird, die Reaction noch über ihr natürliches Ziel hinaus zu rücken, sie werden zu jener behaglichen urzuständlichen Ruhe, deren sie sich unter ihrem ehrwürdigen Metternich erfreuten, nimmermehr kommen! Immer werden sie sich nach dem unheimlichen Gespenst der Freiheit umsehen, an das sie wie kühne Freigeister nicht glauben wollten, ob es nicht wieder einmal einen Gang durch die Länder Europa's machen wolle, wie damals. Uns, die wir an das Kommen einer solchen Zeit immer geglaubt, tröstet dies Jahr, ob wir auch die Hälfte unseres Lebens in Knechtschaft zugebracht haben, und ob auch die jetzt wieder Mächtigen der Erde den Fortschritt in den Wissenschaften aufhalten, ja zum Rückschritt zwingen möchten, uns erhebt die Erinnerung an 1848 über alle Leiden der Vergangenheit und möglichen Unfälle der Zukunft. Offenbarte sich doch in dem Jahre der Engel der Freiheit so Vielen, und wo er mit seinen Fittigen vorbeirauschte, da zitterten die Mächtigen und sanken in Ohnmacht zusammen. Aber bald ermüdete dieser Engel, denn er fand manche Völker noch nicht reif und Viele Einzelne, die sich unter seine heilige Schaar drängten, voll

unreinen Sinnes und eigennütziger Absicht. Und darum ermüdete dieser Engel, denn er soll die Menschheit in der Wirklichkeit erlösen und nicht bloß in der Idee, wie die Lehrer Christi gethan. Die aber in der Wirklichkeit erlöst werden wollen, müssen selber zugreifen und sich bemühen, daß sie in ihrem Leben den Schmutz ihres Eigennutzes von sich waschen und ihre Sinne zügeln. Das Reich, das die Freiheit bauen wird, es wird ein wirkliches diesseitiges werden, für das eine Sinnesänderung in der bloßen Idee, die Reue, mit welcher sich das Christenthum begnügt, nicht ausreichen kann. So lange die Menschen nicht einsichtiger und besser werden, so lange kann der Bau des Freiheitsreiches, der aber doch schon wenigstens begonnen hat, nicht vollendet werden. Zwar die Mächtigen werden dafür sorgen, die Völker mit Hülfe der Pfaffen in der Dummheit zu erhalten und die Sitten der Rohen ohne alle Präventiv- und Repressivmaßregeln sich selbst überlassen; allein der Weltgeist wird auch von Stunde zu Stunde das Thun und Lassen der Mächtigen verkehren, daß sie das bewirken, was sie nicht wollen, nämlich das, was er will. So haben sich Ludwig Philipp und Metternich, als die zwei

größten Revolutionäre erwiesen, indem sie die größte Revolution des 19. Jahrhunderts bis jetzt, die von 1848 mit aller ihrer Kraftanstrengung eingeleitet haben. Solche mächtige Verschwörer gegen das Bestehende hat die Partei der „Freien“ nicht aufzuweisen. Die Reactionäre können stolz auf sie sein!

Jene, die mit dem Bestehenden nicht zufrieden waren, dem Weltgeist aber nicht vertrauten, hofften Alles von dem Zeitpunkt, in dem die beiden ergrauten Häupter der Reaction dem natürlichen Verlauf der Dinge gemäß von ihrem irdischen Schauplatz abtreten würden; doch der Weltgeist erhielt sie zu ihrer Demüthigung am Leben, auf daß sie sähen, welche Saat sie gesät!

Der Diplomat lächelt zwar jetzt schon wieder darüber, daß der Weltgeist Politik machen solle, denn er weiß das viel besser; der Weltgeist braucht aber zu mancher Verrichtung gerade solche bornirte Diplomaten, die nicht wissen, was sie thun; denn darin bewährt sich die Ehre des Geistes überhaupt, daß seine ausgelebten und abgestorbenen Gestalten sich selbst vollends aufreiben, auf daß sie dem Geiste das Material für neue höhere Gestaltungen schaffen. — —

Für Prag war das Jahr 1848 schon, bevor es im Zeitenwechsel sich geltend machte, ein bedeutungsvolles. Es sollte in glänzender Weise das 500jährige Jubiläum der Gründung der Prager Universität durch Carl IV. gefeiert werden. Ich wurde von der philosophischen Facultät zu ihrem Decan für dieses Jahr gewählt, was ich erwähne, weil dieser Umstand ebenfalls auf meinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche Einfluß hatte. Ich darf mir auf diese Wahl durchaus nichts einbilden; die philosophische Facultät der Prager Universität hatte den zopfigen Grundsatz festgehalten, ihren Decan jedes Jahr nach dem Alter zu wählen. Ich war zufälliger Weise von den Prager Doctoren, die noch nicht Decane gewesen, der Aelteste, also ward ich aus jenem zeitherigen Grundsatze gewählt. Am 8. Januar hielt ich an der Universität die sogenannte Imatrikulationsrede, in der ich am Schlusse den Studenten zurief „daß mit ihnen ein zweites halbes Jahrtausend unseres Universitätslebens beginne und daß sie gleichsam diese unsere Universität in diesem Jubeljahr vom neuen stiften sollten.“ Diese Worte gingen wunderbarer Weise in einigen Wochen in Erfüllung. Die

Bewegung in Oesterreich, in Wien wie in Prag, ging von Studenten aus und wenn Oesterreich seine Hochschulen, wenn auch nur ein wenig, reformirt hat, so ist dies unstreitig ein Werk der frischen Jugend. Die versauerte Wiener Studienhofcommission, das würdige Filiale des deutschen Bundestages (der Deutschland nun bald wieder beglücken wird), hätte diese geringe Reform der österreichischen Universitäten, wenn wir ohne Hyperbel reden wollen, nicht in tausend Jahren zu Wege gebracht. —

Wegen jener Worte hätte ich nun gewiß meiner Rede keine Erwähnung gethan, wenn mich nicht ein anderer Umstand dazu nöthigte. Den Ordensstatuten gemäß mußte ich die Rede, bevor ich sie hielt, dem Vorsteher zur Censur (im eigentlichsten Sinne des Wortes) vorlegen. Nachdem dieser sein Amt gehandhabt, gestrichen und verbessert, bekam ich das Manuscript mit der Bemerkung zurück, daß ich ihn (den Ordensvorsteher) durch meine Arbeit angenehm überrascht. Diese Gelegenheit, meine längst schuldige Dankbarkeit demselben wenigstens theilweise abzutragen, bewog mich, ihn zu bitten, die Rede drucken lassen und ihm dediciren zu dürfen. Der Bitte wurde

willfahrt. Doch kaum hatte ich das erste Druckexemplar zur Correctur zugeschickt bekommen, als die Preßfreiheit proclamirt wurde. Ich stellte nun den Druck der Rede ein, denn — diese Arbeit hatte die Censur passirt, ich hielt es aber mit meiner Ehre für unverträglich, nach jener Proclamation von der Preßfreiheit keinen Gebrauch zu machen. So lange keine Aussicht auf Preßfreiheit war, mußte man sich, wollte man wenigstens etwas thun, die Censur gefallen lassen aber jetzt? — Kurz, der Druck unterblieb und ich hatte nicht bedacht, daß ich damit die meinem Vorstand schuldige Dankbarkeit, ja den gewöhnlichen Anstand verletzte . . . . .

Am 12. März Mittags kam eine Studentendeputation zu mir, die mich darum anging, den als Freiheitsopfer gefallenen Wiener Studenten, für die am morgigen Tage in der Teinkirche ein solennes Requiem abgehalten werden sollte, einige Worte ins Grab nachzurufen. Ich war viel zu sehr für die neu hereinbrechende Freiheit Oesterreich's enthusiasmirt, als daß ich dieser Aufforderung trotz der Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht hätte nachkommen sollen. Nachmittag war an eine Arbeit nicht zu denken, meine zahlreichen

gleichgesinnten Freunde strömten bei mir ein und aus, bald die, bald jene Nachricht bringend, wie dies eben in jener so bewegten Zeit natürlich war. Erst Abends konnte ich mir die wenigen Worte niederschreiben, die ich am andern Tag sprechen wollte.

Am Morgen vor der Todtenfeier wollte ich den Ordensstatuten gemäß, das Aufgeschriebene meinem Vorstand zur Censur vorlegen. Doch ein mich damals empörender, jetzt in der Erinnerung mir nur noch komisch dünkender Zwischenvorfall bestimmte mich, das Ordensstatut zu umgehen und die Rede ohne die Bewilligung des Ordensvorstandes zu sprechen. Diesen Zwischenvorfall hier zu erzählen, müßte ich, da er gar zu kleinlich ist, Anstand nehmen, wenn er nicht ein allzucharakteristisches Zeichen wäre, was im Bereiche der Reformen, die, wie jeder nur etwas Vernünftige einsieht, überall mit der Zeit im Menschenleben, sowohl im Großen als auch im Kleinen, nothwendig werden, von dem hohen Clerus zu erwarten sei.

Reform war im März 1848 auch in Prag die Parole des Tages. Die niedere und jüngere Geistlichkeit sann also in den Tagen des allge-

meinen Jubels nach, was etwa in unserm Stande sich reformiren ließe. An eine ernstliche Reform, etwa, daß die Bischöfe und Prälaten ihr Luxusleben aufgeben, und statt wie Sybariten, wie wahre Nachfolger Christi leben, oder daß der Cölibat aufgehoben werde und bei den kirchlichen Berathungen alle Mitglieder der Kirche, also auch die niedere Geistlichkeit und die Laien ihre Repräsentanten finden — an solche Reformen konnte bei einem Stande, der unter allen Ständen der Gesellschaft unstreitig am eigensinnigsten an hergebrachten Formen, die später wie natürlich oft inhalts- also gedankenlos werden müssen, festhält, konnte trotz des damaligen Freiheitsrausches mit Voraussicht einigen Erfolges gar nicht gedacht werden. Man versuchte es daher, von dem Drange getrieben, der frei gewordenen Gesellschaft wenigstens äußerlich nicht so isolirt gegenüber zu stehen, einer Kleidungsweise, — der hohen Stiefel, die eben so lästig als lächerlich ist, los zu werden, und die eng anliegenden gespannten Hosen mit „freien" Pantalons vertauschen zu dürfen. Wie jenes Kostüm des österreichischen Geistlichen mit dem Christenthum zusammenhänge, dürfte ohnehin der scharfsinnigste Theologe der römisch-katholischen Kirche

darzuthun nicht im Stande sein. Mit dem Katholicismus muß es allerdings irgendwie zusammenhängen, denn im Petitionswege wurde jene gewaltige Reform nicht erledigt. Doch mit dem Katholicismus hängen noch gar curiosere Dinge zusammen. Weil jedermann, der sich für die „Pantalons" interessirte, wohl einsah, daß diese Aenderung zum Gegenstande einer schriftlichen Petition machen so viel hieße, als sich und überhaupt den Clerus lächerlich machen, beschlossen mehrere sich theils an den damaligen Erzbischof, theils an die Ordensvorstände in der Sache mündlich zu wenden. Die Ordensvorsteher äußerten sich also: Sie würden es wohl erlauben, aber der Erzbischof sei dagegen. Der Erzbischof äußerte sich also: Er für seine Person hätte nichts dagegen, er dürfe aber nicht in die Rechte der Ordensvorsteher eingreifen. — Da mußte zur schriftlichen Petition geschritten werden, sei es auch nur um zu erfahren, wo das hartnäckige Hinderniß dieser unschuldigen und doch nicht unnützen Aenderung stecke. Die Petition war bald aufgeschrieben und mit zahlreichen Unterschriften der Prager Geistlichkeit bedeckt. Gerade an dem Tage, für den die Todtenfeier für die Wiener Studenten be-

stimmt war, sollte sie von einem „Doctor der Gottesgelahrtheit" und meiner Wenigkeit dem Herrn Erzbischof überreicht werden. Dieser erfuhr aber am Abend zuvor von diesem (jedenfalls gesetzlichen) Attentat gegen die „hohen Stiefel" und wurde darüber so ängstlich, daß er flugs seinen Sekretär zu meinem Ordensvorstand und dieser den seinigen zu mir schickte, der mir ankündigte: S. Gnaden ließen mir im Namen des Gehorsams, den ich bei der h. Profeß geschworen, strengstens verbieten, die Petition wegen Abschaffung der hohen Stiefel, dem Fürst Erzbischof zu überreichen.

Für mich hatte das Verbot der Petition eine andere Bedeutung. Ich war nur empört darüber, daß die großen geistlichen Herren es wagen dürfen, sich das Bitten, das sie genirt, zu verbieten, während doch nach der katholischen Lehre der größte Herr, Gott sammt seiner Heiligenschaar um Alles, was den Gläubigen am Herzen liegt, gebeten werden darf. Also so sehr war ich Sklave, daß ich nicht einmal um Etwas bitten durfte! Ich ergriff dafür Repressalien, denn das muß ich offen eingestehen, daß ich mich mit der christ-katholischen Demuth nie recht befreunden konnte, wo sie mich zu einem vernunftlosen Wesen oder

einem bloßen Mittel herabsetzen wollte. Ich hielt meine Rede in der Teynkirche, ohne die Bewilligung des Ordensvorstands einzuholen und ohne seiner Censur mich zu unterwerfen. Sie lautete also:

Akademische Brüder!

So feierlich, so ernst und so erhebend war bis jetzt keine Zeit Eures Lebens wie die gegenwärtige. Noch nie waren Eure heißen Gebete zu dem Allerhöchsten so inbrünstig und unaussprechlich, als in dieser Stunde der schmerzlichen Todtenfeier für unsere Brüder, die ihrer Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande ein Opfer gefallen. — Sehet wie sie in der Kaiserstadt dahinziehen die Hunderte der edlen Jünglinge mit der Bitte um ihr Recht, um das heiligste Recht des Menschen, um das Recht der Geistesfreiheit. Sehet wie auch die rohe Macht aufbricht, um mit gewohnter frecher Zuversicht den Kampf gegen den göttlichen Drang des jugendlich kräftigen Geistes gewaltsam zu beginnen. Sehet hin auf den heldenmüthigen Jüngling mit der Freiheitsfahne, wie er für Recht und Vaterland begeistert an das Volk sich wendet. Sehet hin, wie plötzlich die Mordwaffe blinkt, auf ihn zielt; ein Blitz! er stürzt blutend zusammen, und in einen Schrei des Entsetzens bricht aus die versammelte Menge. In den blutigen Kampf wirft sich das empörte Volk, unsere wackern Brüder voran, das leibliche Leben setzen sie unerschrocken ein, um jetzt das Leben des Geistes zu gewinnen; und sie haben jenes verloren, und dieses gewonnen; das erste Opfer aber — fiel ein slavischer Bruder, treu dem traurigen Schicksal seines Volkes, des Volkes der Polen.

Dort auf der Freiung haben sie die blutigen Opfer in die dunkle Grabestiefe eingesenkt, todte Hüllen, aber lebendige Keime der Freiheit, die aus dem Märtyrergrabe so wunderbar

schnell hervorgewachsen. Erschütternd war der Sturz des todesmuthigen Jünglings, aber glorreich war sein Todesmuth; an sein Leben und Sterben knüpfte die Vorsehung die plötzliche Erfüllung des Schicksals von Millionen Menschen, die ein verhaßter Mann in Sklavenbanden gefesselt hielt; in Sklavenbanden, die diese Millionen der Verachtung der gebildeten Völker Europa's preis gaben, in Sklavenbanden, die die edelste Sehnsucht des Menschen, die Sehnsucht, die sein heiligstes Recht ist, nämlich die nach Freiheit und Wahrheit zum Verbrechen stempelten. Sie sind gelöst die Sklavenbanden, die lang verhaltene Sehnsucht der Millionen nach Freiheit, sie ist kein Verbrechen mehr, ist von nun an eine Tugend, unser Stolz und unsre Freude.

Frei und glücklich fühlen sich die Völker Oesterreich's. Hab't Ihr gelesen von dem Jubel der letzten Tage in den österreichischen Ländern, hab't Ihr ihn gesehen und gehört in unserem Lande, in unserer alten Slavenstadt! Hab't ihr gesehen, wie die Freiheit ihren Triumph gefeiert, wie der Feind dem Feinde die Hände zur Versöhnung reichte, wie die Freunde mit stillem seligen Weinen einander an der Brust lagen, wie Ein Geist uns Alle ergriff, uns Alle beseelte, wie frei und erhoben, wie glücklich Alle sich fühlten? Dies waren die ersten Blüthen jenes Freiheitsbaumes, der aus dem Märtyrergrabe unserer gefallenen Brüder so schnell hervorgewachsen.

Frei und glücklich fühlen sich die Völker Oesterreich's. Wohl mußten sie wie die andern in altersgrauen Zeiten erzogen und am Gängelband geleitet werden; längst aber waren sie wie die andern für die Freiheit reif und mündig geworden, längst war dieses fesselnde Gängelband eine Schmach, die Vormundschaft unberufener und kurzsichtiger Feinde des Fortschrittes eine unerträgliche Last. Da zerbrach mit einemal in unseren Tagen der Genius der Menschheit wie spielend diese Ketten; mit betäubendem Gerassel fallen sie herab von den geknechteten Völkern, und überall ächzt die unzeitige

Vormundschaft, die der Bildung gegenüber zur Tyrannei geworden, in ihren letzten Zügen. Europa hat sich die Freiheit erobert, aus der Knechtschaft erheben sich seine Völker. — Die Freiheit sie ist kein leerer Wahn mehr. —

Unserer Zeit war dieses große Werk beschieden, unsere Zeit ist der blutende Messias der Jahrhunderte; sie haben ihn noch jüngst verhöhnt und verspottet, sie haben ihn geschlagen, ins Angesicht haben sie ihm gespieen, und ans Kreuz haben sie ihn geheftet; nun ist er aus dem Grabe auferstanden, nun beginnt sein Reich, das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit, der Freiheit und Liebe. Noch ist die Morgenröthe einer schönen glorreichen Zukunft des Menschengeschlechtes so eben erst hereingebrochen; aber bald, bald wird die Sonne der Freiheit in ihrem vollen Glanze am Horizont des 19ten Jahrhundert's erstrahlen, um von nun an mild auf das Schicksal der Menschheit, die aus der stürmischen Nacht hervorgegangen, herabzuleuchten. O es mußte diese Zeit kommen, die Zeit der allgemeinen Liebe und Verbrüderung, die Zeit der Freiheit und Wahrheit. Sind ja diesen kommenden Tagen so viele der Opfer gebracht worden, und hat ja das ganze Menschengeschlecht unter so qualvollen Mühen diesem schönen Ziele entgegengearbeitet! —

Jetzt sind wir aber noch nicht über die Schwelle in dieses neue Zeitalter getreten, noch bewegt sich die Weltgeschichte in ihrem tiefsten Wendepunkt, noch sind wir mitten in dem Umschwung aller Dinge, der neue nie geahnte Tage bringen wird, noch sind die Mächte der Menschheit in wilder Gährung, und Eins vor Allem wird uns bald Noth thun. Ich meine die Ruhe; nicht jene Ruhe, die uns bis jetzt die Verachtung der andern Völker zugezogen, sondern jene Ruhe, die wie die Besonnenheit eines tüchtigen Mannes ist und deren wir bedürfen, um die kostbaren Güter, die wir gewonnen, ins Leben einzuführen, um die bis ins Tiefste aufgeregte Gesellschaft zu sänftigen.

An Euch, akademische Brüder, ergeht vor Allem meine ernste Forderung in diesen sich überstürzenden Zeiten eine Haltung, Eurer Bildung würdig, anzunehmen. Vor Allem fordre ich von Euch das vollste Vertrauen zu unserm guten König und Herrn, der uns so lange durch böse Rathgeber, die sich zwischen uns und Ihn gestellt hatten, entfremdet worden war. Er, der bereits eine furchtbare Schuld eines seiner Vorgänger seines Namens, die dieser an unserm theuern Vaterland begangen, gesühnt hatte, wofür wir Ihn von nun an Ferdinand den Vater nennen wollen, Er, dem bereits wohl bekannt ist, wie viel auch Ihr, theuere Brüder, zur Befreiung des Vaterlandes beigetragen, Er wird Euren Bitten, die Ihr diese Tage an Ihn richtet, gewiß nichts versagen. Er wird Euch durch Erfüllung Eurer Bitten des ewigen Ruhmes theilhaftig werden lassen, unsere altberühmte Universität nach fünfhundert Jahren neu gegründet, die Alma Antiquissima neu verjüngt zu haben Durch Euch, akademische Brüder, wird das Jubelfest unserer Universität schon jetzt gefeiert; gefeiert wie kein anderes sonst in der Weltgeschichte.

Von Euch fordre ich, akademische Brüder ferner, daß Ihr besonders in diesen Tagen dieses weltgeschichtlichen Sturmes zum Beispiel und zum Muster seid unserm Volke. Auf Euch sieht jetzt das Volk, es liebt Euch, es vertrauet Euch, es erwartet von Euch das Beste; Ihr soll't ja bald seine Führer und seine Lehrer werden, von Euch hofft es, daß Ihr für unser geliebtes, so lange geknechtetes Vaterland bessere Tage, Tage des Glückes, heraufbeschwören werdet.

Endlich ford're ich von Euch, akademische Brüder, in dieser Stunde der Todesfeier um Eure gefallenen Brüder: Einigkeit, festes Zusammenhalten und ausharrende Bruderliebe. Ein schöneres Denkmal könnt Ihr den Gefallenen nicht setzen als dieses. Setzet es Ihnen in Euren Herzen.

Ja wir wollen Alle zusammenstehen, ein freigewordenes, einiges Volk. Wir wollen durch Ordnung, Ruhe und Mäßigung zeigen, daß wir würdig waren der Freiheit, die uns geworden; aber wir lassen sie uns auch nicht mehr entreißen, wir lassen uns nicht mehr die heilige Religion, die das Menschengeschlecht frei machen will, verkümmern; wir lassen uns nicht mehr das heilige Recht mit Füßen treten, wir lassen es nicht mehr zum Vorwand des schreiendsten Unrechtes mißbrauchen. Wir sind freie Männer geworden! Der freie Gedanke darf jetzt als freies Wort ausgesprochen werden Wir wollen wachen über diese heiligen Güter, wachen für unser geliebtes, wachen für unser so lange mißhandeltes Volk. Hier in dieser Wohnung des Allmächtigen, dessen heiliger Wille in diesen Tagen furchtbar richtet, denn „die Weltgeschichte ist das Weltgericht," wollen wir es uns fest geloben, von nun an für die Freiheit zu leben, für die unsere Brüder gestorben sind.

O wir werden sie zu lieben wissen, diese Freiheit, die Eure Gräber gefallene Brüder umschwebt. Schlafet ruhig fort, dort auf der Freiung bis zum Wiedersehen, wir werden das heilige Kleinod, das Ihr uns errungen, nicht besudeln! Ja, wir wollen Euch Immortellenkränze auf Euren Sarg legen, die schönsten, die wir von nun an aus Worten und Thaten der Wahrheit, Freiheit und Liebe Euch winden wollen. Amen.

Ich hatte inzwischen, mir die obenerwähnte Petition selber bewilligend, die hohen Stiefeln abgelegt, um sie — niemehr anzuziehen. Das waren die ersten Keime meines Bruches mit meinem Ordensvorstand. Es ließ mir aber auch meine Insubordination entgelten. So beklagte er sich einmal in jener Zeit bei einem Kreuzherrn, der zufälliger Weise mein Freund war und ist, dem

später auch ausgetretenen und excommunicirten Herrn Walter, wie er in seinem Hause Leute ernähren müsse, die für die Sache des heiligen Ordens nichts thäten und in ganz anderen Richtungen beschäftigt seien. Die Bemerkung war so deutlich auf mich gemünzt, daß sich der Freund bewogen fand, mir dieselbe mitzutheilen. Daß diese Mittheilung kein bloßer Klatsch war, folgt daraus, daß mein Freund auf die Frage, ob er gestatte, daß ich von dieser seiner Mittheilung dem Ordensvorstand gegenüber Gebrauch mache, mit Ja antwortete. Ich zog meine geistliche Kleidung an, um den Ordensvorstand zu fragen, ob die von ihm ausgesprochenen Worte mir gegolten? Man kann sich die Indignation und Entrüstung des Prälaten denken, der von seinem Untergebenen — zur Rede gestellt wurde! Seit wann dieses im Ordensleben Sitte sei, daß der Obere über seine Reden den Untergebenen Rechenschaft ablegen müsse? Ich bemerkte ganz höflich, daß mich die Ehre zwinge, diese Anfrage zu stellen, wie mir von nun an jeder Bissen im Munde quillen müßte, wenn jene Worte mir gegolten. Der Ordensvorstand betheuerte beschwichtigend, mich durchaus nicht im Sinne gehabt zu

haben, entließ mich aber doch mit der meinem Freunde geltenden Drohung, er werde Walter rufen lassen, welche Drohung aber nicht realisirt wurde.

Schon bei der Proclamirung der Constitution war in mir der Entschluß fest geworden, meiner Ueberzeugung gemäß den Schoos der katholischen Kirche und somit auch den Kreuzherrnorden zu verlassen. Die bereits erwähnten und noch zu erwähnenden Vorfälle im Ordenshause waren nicht geeignet, mich in meinem Entschluß wankend zu machen. Nur nicht sogleich wollte und konnte ich denselben ausführen. Einmal waren zur Zeit, als die Constitution in Oesterreich proclamirt wurde, die allgemeinen Verhältnisse so wirr, daß es von jedem Einzelnen nur billig war, mit seinen Rechten und Interessen sich im Hintergrund zu halten, um die allgemeine Confusion nicht zu vermehren; weiter hoffte ich, daß die constitutionelle Regierung Oesterreich's vielleicht in nicht gar langer Zeit sich der so nothwendigen Klosterreform annehmen würde, endlich war ich Decan der philosophischen Facultät und diese war noch immer so überwiegend katholisch, daß ich der Facultät und mir Kummer und Verdruß durch einen solchen Schritt verursacht hätte.

Ich beschloß mit der Ausführung meines Entschlusses zu warten.

Nicht als Kreuzherr zu sterben, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, war schon vor der Constitution mein unabänderlicher Wille; nur der Eine Gedanke, daß ich früher meine Lebensaufgabe in Ruhe lösen, nämlich ein Werk niederschreiben müßte, dessen Grundzüge ich mir vor vielen Jahren entworfen und von dem ich mir für die allgemeine Aufklärung immer etwas versprochen, nur dieser Eine Gedanke bewog mich auch vor der Constitution zurück, meine Ueberzeugung vorläufig noch zurückzuhalten. Wie gern hätte ich selbst den Verlust der Freiheit getragen um der Wahrheit willen, aber der Mensch soll nicht für sich, sondern für das Allgemeine leben und muß oft seine Ueberzeugung einem größeren Plane zum Opfer bringen. Doch es sollte alles anders kommen. —

Um dieselbe Zeit, als ich mit meinem Vorstand in Collission gekommen war, fing ich auch an, bei der hohen österreichischen Schulbehörde mißliebig zu werden. Zwar hatte man mir schon früher von gutunterrichteter Seite Winke zukommen lassen, daß ich in meinen Vorträgen manche zu

freie Aeußerung gethan; das konnte aber, wie mir mein Bewußtsein sagt, nicht viel zu bedeuten haben, im Jahre 1846 und 1847 konnte man ja nichts wagen, ohne sogleich von der Kanzel entfernt zn werden. Was mir in den Augen der Wiener Hochschul-Tyrannen geschadet, war eine ungeheuchelte Freude über die Concessionen, die man den Völkern zu machen „in die Lage gekommen war.“ Während des größten Freiheitsrausches waren aber die Spione in allen Ständen um so thätiger. Bei mir versammelten sich gleichgesinnte Freunde und Bekannte häufig in größerer Anzahl. Da war es denn auch nothwendig, daß jemand diesen Kreis Freisinniger überwache. Ein Mann, den ich seiner scharfsinnigen Gelehrsamkeit wegen stets hoch geschätzt, war Mitglied unseres kleinen Tabakcollegiums. Er übernahm es unter dem Schein von Freundschaftlichkeit und Cordialität, unter dem Schein von Theilnahme und Interesse an unseren literarischen Gesprächen, uns zu beaufsichtigen. Man hatte mich zwar vor ihm gewarnt und ihn als einen geheimen Angeber bezeichnet; ich war aber zu stolz, um ihn zu fürchten; ich conversirte gern mit ihm und machte aus meinen An-

sichten durchaus kein Hehl, schon darum nicht, weil ich damals dachte, daß die Spionerei sich überlebt habe. Oesterreich war aus einem despotischen Staate ein constitutioneller geworden; mehr konnte kein Vernünftiger fordern; was war also da zu fürchten? Und dennoch ward später meine Gastfreundschaft schändlich gelohnt. Mein böser Dämon unterließ es nicht, den alten Zöpfen, die ihr Lebelang für die Wissenschaft nicht das Geringste gethan, alle meine Aeußerungen über sie Wort für Wort zu hinterbringen. —

Endlich mein größtes Verbrechen beging ich in der Pfingstwoche. Die Wiener Kirchenzeitung Nr. 26. vom Jahre 1850 faßt es in eine Correspondenz aus Prag in folgende Worten: „Die zarte Besorgniß ist in der That anerkennenswerth, mit welcher der H. Doctor Smetana sich der jungen Saat des Clerus zu wiederholten Malen anzunehmen die Gewogenheit hat. In den Pfingstereignissen forderte er zum Barrikadenkampf auf, ꝛc. . .“ Die Sache verhält sich also: Schon vor dem Pfingstsonntage 1848 befiel die besonnenen Freunde der Freiheit, den nach Gerüchten, die namentlich über das Militair und dessen Bearbeitung durch das Officiercorps circulirten, trübe

Ahnung, es könne zu einem argen Conflict zwischen Militair und Civile kommen. Es hieß, die Adelspartei, halte tief geheime Sitzungen und berathe wie Concessionen der Regierung an das Volk rückgängig zu machen seien. Man hat Beispiele genug selbst in Frankreich, daß die reactionäre Partei, ja daß Louis Philipp selbst Emeuten veranstalten ließ, um desto kräftiger seine Compressions-Maßregeln durchsetzen zu können. Und daß der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit, der hohe Beamtenstand und die hohen Militairs in Oesterreich über die Constitution, die da so plötzlich über Nacht gekommen, sich aufrichtig gefreut, das einem gewöhnlichen Menschenverstand einzureden, wird doch Niemand so unverschämt sein. Als am Pfingstmontag um die Mittagsstunde (ich war gar nicht aus meiner Wohnung gekommen) in Prag durch alle Straßen der Ruf nach Barrikaden erscholl und diese wie im Nu aus der Erde herausgezaubert schienen, da konnte dieser Bewegung ein Attentat der reactionären Partei auf die vom Kaiser dem Volke ertheilte Freiheit zu Grunde liegen. Ich hatte von der Veranlassung des bedauerlichen Ereignisses keine Ahnung Erst Nachmittags hörte

ich, ein Zug junger Männer (wer weiß, ob nicht von einem agent provocateur, angeführt) — ob Studenten oder sonst wer, konnte ich nicht erfahren — sei an dem Palais des Commandirenden, Fürsten Windischgrätz, vorüber gezogen, und habe diesem eine Art Pereat, eine Katzenmusik gebracht; darauf seien Grenadiere, die schon in Bereitschaft gewartet, auf die Civilisten herausgestürzt und hätten sie mit dem Bajonnet angegriffen. Für mich war das, was ich gehört, durchaus kein Beweggrund, mich etwa an dem Kampfe, der bereits in den Straßen Prag's ausgebrochen (es war fast beständig Kleingewehrfeuer zu hören) zu betheiligen. Als ich aber bald darauf Kanonenschüsse erdröhnen hörte, Kanonen in meiner Vaterstadt, (und doch ist der Soldat nur des Bürgers wegen da und wird von diesem ernährt) da durchzuckte ein herber Schmerz meine Seele, und ob ich nie in meinem Leben eine Büchse angerührt, ich eilte herunter zu den Barrikaden, um wenigstens mittelbar an dem Kampfe durch Zuspruch, Aneiferung u. s. w. Theil zu nehmen.

Ich hatte an der Wiener Revolution und ihrem Erfolg durch Worte, durch eine öffentliche Rede Theil genommen, ich hatte die heldenmüthige

That der Wiener Studenten öffentlich als eine ruhmwürdige und glorreiche gepriesen; — nun es bei uns in Prag zum Ernst gekommen und unsere Studenten möglicherweise in eine gleiche Lage, wie ihre Wiener Collegen kommen konnten, nun hätte ich mich zurückziehen oder gar verstecken sollen, wie so viele von den Gutgesinnten gethan? Nimmermehr! Ich mußte mich von der Lage der Dinge mindestens einigermaßen überzeugen und im Falle sich unsere Studenten an dem Kampfe betheiligten, mich ihnen anschließen. Ich begab mich ins Clementinum, wo ich die bewaffnete Studentenschaft versammelt wähnte. Mehrere Theologen, darunter die meisten meine Schüler gewesen, hatten sich in ganz unwürdiger Weise, wie zu einem Schauspiel an den Fenstern des Seminars eingefunden. Ich rief ihnen zu, sie möchten doch, da sie ja auch unter die Studenten gerechnet werden wollten, herunterkommen und sich bei dieser Gelegenheit unter die letztern einreihen. Warum ließen sich denn aber damals die Vorstände des Prager Seminars nirgends sehen, um „die junge Saat der Kirche" in ihrem Sinne in Zucht und Ordnung zu erhalten und jedem bösen Einflusse von Außen kräftigst zu

begegnen? — Auf diesen Umstand basirt die Denunciation der Wiener Kirchenzeitung, doch wie dem auch sei, einen zu großen Schaden habe ich durch diesen Vorgang der Kirche nicht zugefügt; einerseits kam es in der Gegend des Seminars zu keinem Straßenkampfe, andererseits fand ich das Clementinum von Studenten beinahe leer. Die Motive des ausgebrochenen Kampfes kannte ich ja ohnedem nicht genau, in Folge dessen schwand mein faktisches Interesse an dem blutigen Zusammenstoße. Ich verließ das Clementinum und später meine Wohnung, die zuletzt einem sehr heftigen Kugelregen ausgesetzt war, um meine Eltern aufzusuchen und die gewiß besorgten alten Leute zu beruhigen. Daß ich an der Verschwörung, die dem Ausbruche in der Pfingstwoche zu Grunde liegen sollte(?) keinen Theil gehabt, auch nicht einen imaginären, beweist schon der Umstand, daß mich die Hradschiner-Untersuchungscommission in keiner Weise belangt hat. Ich sagte aber: Für den Fall, daß sich unsere Studenten an dem Kampfe betheiligten, wollte ich nicht unthätig den Ausgang desselben erwarten und zwar aus folgendem Grunde: Vorausgesetzt, daß die österreichischen

Machthaber von damals, aufrichtig constitutionell gesinnt war so waren, es zur Zeit der Ereignisse der Prager Pfingstwoche so ziemlich unentschieden, auf welcher Seite der Kämpfenden die Rebellion zu suchen war. Die Adelspartei, die mit dem Militair zusammenstand, war entschieden gegen die Constitution gesinnt, von ihr konnte der blutige Zusammenstoß zwischen Militair und Civil eingeleitet worden sein, dann war das Beginnen des Militairs Rebellion (ich wenigstens war mit den Zugeständnissen, die wir bis damals von der Regierung erhalten hatten, vollkommen zufrieden und hätte größere Forderungen für unser Volk nicht einmal bevorwortet). Der absolutistische Charakter und der Weisheitsspruch, den man dem Fürsten Windischgrätz in den Mund legt: der Mensch fange erst beim Baron an, waren mir bekannt und da sollte für mich das Verhalten der Studenten maßgebend sein. Ich bewahre heilig bei mir die Ueberzeugung, daß die gebildete Jugend eines Volkes nie und nimmermehr einer schlechten Sache ihren Arm leiht. In ihrem Beginnen zu weit gehen kann die Jugend wohl, das liegt in ihrer Natur; wofür sie sich aber in Masse erhebt, dies ist und bleibt eine

gerechte und edle Sache, ob auch irgend eine exclusive Partei, ja die kurzsichtigen Dienerschaaren einer constitutionellen Regierung jedes Auftreten der Jugend für die Freiheit oder den Fortschritt sehr übel nehmen. „Ja! die Studenten sollen sich um ihre Bücher, ihre Wissenschaft kümmern, sollen studiren, und die Politik, das Reformiren in Regierungssachen und gar das Revolutioniren lassen!“ O über Eure Weisheit! Als ob das andere Leute, die gesunden Menschenverstand haben, nicht auch wüßten! Glaubt ihr aber, daß Ihr mit eurem langweiligen Sollen die Welt und ihren Gang zur allgemeinen Bildung und Humanität je begreifen werdet? Es ist traurig, wenn die studirende Jugend die Hörsäle verläßt, Barrikaden in den Straßen aufrichtet und zu den Waffen greift! Es soll nicht geschehen! Wohl! Aber — es geschieht! Und wer trägt die Schuld dieses Geschehens, dieser Nichtachtung des moralischen Sollens?

Die Soldaten jener Tage haben sich in den Annalen der Humanität einen nicht eben beneidenswerthen Platz erworben. Galt doch die Hetze in Prag und Wien am meisten den Studenten. Mit welcher Henkerlust wühlten sich die rohen Fäuste

in die langen Kopfhaare der armen jungen Leute, als ob man den gemeinen Soldaten weißgemacht hätte, daß von den langen Haaren eigentlich die Revolution herrühre, und wie verschwenderisch waren sie mit der Austheilung der Kolbenschläge und Kolbenstöße! Wofür? — Wahrscheinlich, weil die Studenten in den schönen Freiheitstagen mit um die Aufhebung der Prügelstrafe bei der Armee petitionirten! Welcher Ausdruck ist zu stark, um ein Verhalten, wie es damals der gemeine Soldat an den Tag legte, zu brandmarken?

Im Allgemeinen ist es merkwürdig, welche Prätensionen die weltliche, militairische und geistliche Hierarchie auf allen ihren Stufen macht. So wird es z. B. gar nicht gern gesehen, wenn ein Officier sich mit Zeitungslecture und Politik zu thun macht; zur Empfehlung dient es ihm gewiß nicht und doch ist nicht zu läugnen, daß die Theilnahme an den Tagesereignissen auf einem menschlichen Interesse begründet ist. Die Regierung aber will als Officier schlechtweg Einen, der sich alles Urtheils entschlägt und blindlings der Eingebung von Oben folgt. Ganz nach demselben Grundsatze und aus demselben Motiv, wie

in der militairischen, geht man auch in der weltlichen und geistlichen Hierarchie vor. So sagte mir einst ein Ordensvorstand im Tone des Vorwurfs: Ein Klostergeistlicher habe sich um keine Politik zu kümmern. Als ich ihm gehorsamst bemerkte, ich hätte schon als Mensch die Pflicht, mich um die Schicksale der modernen Gesellschaft zu kümmern, schien ihm es nicht einleuchten zu wollen, daß man als Klostergeistlicher sich nebenbei auch als Mensch fühlen könne. Mensch, Menschlichkeit! Ihr schönen Namen, wann werdet ihr nicht mehr leere Namen sein? „Es ist ein Geschwür an unserem Orden und das muß heraus geschnitten werden", sagte von mir in diesen Tagen, nachdem die Reaction ihres Sieges so ziemlich gewiß war, einer meiner Ordensbrüder, einer von den Wenigen, die mir gram waren. Diese Worte und noch jener oben erwähnte Ausspruch aus dem Munde meines Vorgesetzten selbst bestimmten mich, mich mit der Entfernung aus dem Ordensverbande zu beeilen. Es wird den Leser nicht gereuen, den Menschen, der in mir ein Geschwüre sah, näher kennen zu lernen. Er hatte mit seinem Urtheil über mich nicht so ganz Unrecht. War und ist der Orden ein ge-

sunder Organismus, so bin ich unstreitig ein Geschwür an demselben gewesen; wie aber, wenn der Orden, wie alle Institute der Art selbst ein Geschwüre am Staatsorganismus wäre? So mancher hält sie wenigstens dafür. Dann war ich ein Stück gesundes Fleisch an dem faulen und lügnerischen Ganzen und es war in Ordnung, daß ich zu eigener Rettung mich aus der gefährlichen Umgebung selbst „herausschnitt“. So kam ich der Forderung meines Gegners im Hause zuvor.

Doch ich muß den Mann, der sich so über mich äußerte, ein wenig charakterisiren. Er war ein absoluter Heuchler. Ich kann nicht anders, denn glauben, daß er alle möglichen freundlichen und unterthänigen Physiognomien seines Gesichtes studirt hat, um die freundlichste und unterthänigste in die Nähe des Ordensvorstandes zu bringen. Und das that und thut wohl auch jetzt noch der kleine Mann um seiner Ideale: Bauch, Besitz und Geld willen. Er verrichtete den „Gottesdienst in einer Weise und mit einem Anstand, daß den andächtigen Katholiken das Herz vor Freuden dabei schlagen mußte. Dabei glaubte er nicht im Entferntesten an etwas Höheres,

einen Gott oder eine Zukunft oder eine Veredlung der Menschheit hier auf Erden u. s. w. Ueber solche Dinge konnte er nur so recht pfiffig lächeln. Er fungirt aber als Priester in jener angegebenen Weise, weil diese Weise ihm abermals als Mittel zur Realisirung seines Ideals: Bauch, Besitz, Geld erscheint. Wir waren überhaupt zur Zeit, die ich im Ordenshause zubrachte, nur von einem der Brüder überzeugt, daß er Katholik sei. Dieser, ein sehr gutmüthiger Mensch, war aber auch der beschränkteste Kopf im Hause. Dieser konnte aber auch einzig und allein auf Achtung von Seite der Anderen rechnen, indeß es ist bekannt, daß man einen schlechten Menschen, der gescheidt ist, tausendmal mehr respectirt, als den Ehrlichen, der dumm ist. Obwohl nun der Unglaube in den gebildeteren Klöstercommunitäten reichlicher wuchert, als man draußen glaubt, weil die Ordensmitglieder es in der Regel sehr wohl verstehen, mit einem gewissen gläubigen Schafsgesicht unter die Menge zu gehen, so bemüht sich gleichwohl auch innerhalb der Klostermauern jeder einzelne Pater seinen Unglauben sorgfältig vor den anderen zu verbergen. Alle wissen gegenseitig von einander, wie es im Punkt des Glaubens

bei einem jeden Einzelnen aussieht, aber das genirt sie nicht im Mindesten in ihrem guten Einvernehmen untereinander, sie behandeln einander gegenseitig mit der gemessensten Achtung. Ist nun aber Jemand unter ihnen der den Glauben, den er nicht hat, nicht heuchelt oder gar laut und offen seinen Unglauben bekennt, so ist dieser es, der genirt und sich die allgemeine Verachtung zuzieht. Natürlich! Mag der Zustand, in dem sich Jemand befindet, auch noch so erbärmlich und unmoralisch sein, hat er sich an denselben gewöhnt und befindet sich seine ganze Umgebung in demselben — es wird ihm nie einfallen, sich dieses Zustandes zu schämen, wohl aber muß es sein eingeschläfertes Gewissen beständig beunruhigen und stören, wenn ihm Jemand vor Augen steht, der nicht zu seines Gleichen zählt. So ein Störenfried war ich; ich war Jahre lang dem Orden zur Last; aber auch mir war der Orden zur Last geworden.

Zehntes Kapitel.

Ich verlasse die Wohnung meines Ordenshauses.

Am Schlusse des Jahres 1848 miethete ich mir ein paar Dachstuben in einem vierten Stockwerk, um sie in seliger Wonne gegen meine schöne Kreuzherrnwohnung an der Moldau umzutauschen. In meiner Excommunication heißt es: „Augustin Smetana u. s. w. wußte sich im Jahre 1848 als zeitweiliger Supplent am Prager Neustädter Obergymnasium die Erlaubniß zu erwirken, außerhalb des Ordenshauses zu wohnen". Die Sache verhält sich also: Nachdem uns das Jahr 1848 die Religionsfreiheit gebracht hatte, konnte ich daran denken, meine Verhältnisse zur katholischen Kirche, deren unwahres Wesen mir längst klar geworden, zu ordnen.

Es war mir hierbei vor allem darum zu thun, meinem Gewissen zu genügen und kein Beneficium

vom Orden, Wohnung, Kost, Holz ꝛc., was mir alles nach meinen Begriffen nicht gebührte, da ich nicht im Sinne der römisch-katholischen Kirche und des Ordens zu leben, zu glauben und zu wirken im Stande war, genießen zu müssen. Ob ich vom großen Publikum noch für einen Kreuzherrn gehalten wurde oder nicht, war mir gleichgültig. Die Beurtheilung des Publikums konnte mich nicht besser aber auch nicht schlechter machen. Genug, ich ward in meinem Innern von nun an ruhig, wie ich es seit meinem geistigen Erwachen nicht gewesen. Oeffentlich austreten mochte ich damals noch nicht. Denn einmal wußte ich, ich würde meinem guten alten Vater sehr weh thun, eigentlich aber war mir die Zeit zu diesem Schritt noch nicht gekommen; ich wollte mich nämlich bis zu einem gewissen Zeitmomente meines Lebens in Ruhe und Frieden auf dem wissenschaftlichen Gebiete beschäftigen und zwar nicht in meinem, sondern im Interesse der Wissenschaft.

Es war mir nie darum zu thun gewesen, ein „Attentat" gegen die katholische Kirche auszuführen, wie man mir nach meinem öffentlichen Austritt zugemuthet hat Hätte ich dies

gewollt, so wäre ja die Zeit von 1848 viel günstiger dazu gewesen als die von 1851, denn damar schon die Reaction als mächtiges Reis aus dem österreichischen Boden emporgeschossen; die Blüthe des jugendlichen Stammes fiel in das Jahr 1849 und die Frucht in das Jahr 1850. Ob wohl dieser Baum noch lange seine giftigen Früchte für die österreichischen Völker tragen wird? — Trotzdem, daß ich damals nicht geneigt war, öffentlich auszutreten, hatte ich den festen Vorsatz dies zu thun, falls mich mein Ordensvorstand nicht gutwillig aus seinem Hause ziehen ließe. Als ich demselben meine Bitte vortrug und er sich weigerte sie mir zu gewähren, theilte ich ihm meinen weitern festen Entschluß mit, worauf er mir acht Tage Bedenkzeit zuwies mit dem Bedeuten, er wolle bis dahin mit dem Erzbischof über die Sache reden. Nach acht Tagen erhielt ich die gewünschte Bewilligung; nur das eine Bedenken brachte der Ordensvorstand noch vor, was wohl die Leute dazu sagen würden, wenn ich auswärts wohnte? Ich theilte dieses Bedenken, das ich als allgemeinen Grundsatz für eine ganz verwerfliche Moral halte, nicht; erwiederte jedoch dem Großmeister, ich habe

meine Wohnung ohnedem in der Nähe des Neustädter Gymnasiums genommen, die Leute könnten ja denken, ich hätte das Ordenshaus verlassen, um meinem neuen Wirkungskreis näher zu sein. Ich war nämlich, wie das hochwürdigste Consistorium sagt, als „zeitweiliger" Supplent an diesem Gymnasium angestellt.

Dies ist das einfache Factum; der Ausdruck: „Augustin Smetana wußte sich die Erlaubniß zu erwirken" ꝛc. ist jedoch zu deuten als ob ich durch List oder durch irgend unrechte Mittel mir mein Ausziehen aus dem Ordenshause erwirkt hätte. Ueberhaupt ist die ganze Excommunication in einem echten Delinquentenstyl gehalten. Auch in Urtheilen über Maleficanten werden, nachdem der Name und das Geburtsjahr angegeben sind, die verschiedenen kleinen und größeren Diebstähle angeführt, zuletzt der eigentliche Raubmord. Am Schlusse heißt es dann: „Gott sei der armen Seele gnädig" und „Lasset uns für ihn ein andächtig Vater Unser beten, Amen". Ein großer Unterschied aber zwischen einer solchen Publication und meinem Excommunications-Wisch besteht wohl darin, daß in jener der weltliche Richter wohl in ehrlicher Weise die Facta angeben wird,

in dieser aber meine geistlichen Richter, wie ich schon bemerkt habe, in perfider, also nicht christlicher oder apostolischer, aber vielleicht römisch-katholischer Weise vorgingen.

Eilftes Kapitel.

Meine Erlebnisse im Jahre 1849. — Ich supplire am Obergymnasium. — Ein Kapitel vom Protektionswesen. — Meine Vorlesungen an der Universität.

Nach so vielen Jahren des bequemsten und sorgenlosesten Wohllebens, die ich im Orden zugebracht, kam für mich ein Jahr der Noth und der bittersten Sorge. So viele Bedürfnisse mußten jetzt bestritten werden, um die ich mich in meinem Leben nie gesorgt. Manches Bedürfniß mußte ganz unbefriedigt bleiben, denn da uns die für unsere Supplentur am Neustädter Obergymnasium versprochene Remuneration sehr spät angewiesen wurde, mußte ich mich in meiner Haushaltung mit einer anderen Remuneration von zweihundert Fl. C.-M., die ich für Universitäts-Vorlesungen über Geschichte der Philosophie erhielt, begnügen. Trotzdem, ja trotz einer Gemüths-Krankheit, die mich in Folge der seit 1848

gemachten traurigen Erfahrungen über die Schlechtigkeit der Menschen damals überfiel und die bis jetzt meine körperliche Gesundheit untergräbt, trotz dieser Krankheit führte ich ein ruhiges und so viel als möglich zufriedenes Leben. Was dazu beigetragen, werde ich sogleich anführen, ich will nur noch erwähnen, wie ich für das Jahr 1849 zu den beiden Supplenturen, an der Universität und am Obergymnasium gekommen, weil dies mit zur Geschichte meiner Excommunication, wenn auch mittelbar gehört. Das Suppliren der Geschichte der Philosophie an der Universität hatte man mir übertragen, weil, wie es in meinem Anstellungsdecret hieß, der Herr Adjunkt N., der ordnungsmäßig die Philosophie sammt ihrer Geschichte zu suppliren hatte, kaum im Stande sein dürfte, auch die Geschichte der Philosophie zu übernehmen und ich ohnedies zwei Jahre hindurch diese bei der Gegenstände schon zur Zufriedenheit 2c. supplirt hätte. Später bekamen meine Vorgesetzten über mich und den Herrn Adjunct N. andere Ansichten. Bei der Bewerbung um eine Professur ward er mir einfach vorgezogen, ja er ward bald hierauf zum Director eines ganzen Gymnasiums befördert, während man mir nicht

einmal gestatten wollte, als Privatdocent ohne irgend eine Besoldung lehren zu dürfen. Ich war immer der festen Ueberzeugung gewesen, daß ein fleißiges Studium der Wissenschaft („seines Fleißes darf sich jeder rühmen") die beste Vorbereitung und der sicherste Weg zur Professur sei. Ich sah mich bitter getäuscht.

Hier verhilft sicherer als jenes Mittel Wohldienerei, Schmeichelei, Kriecherei und Heuchelei, Protection. Ich konnte mich nie entschließen, so oft ich auch um eine österreichische Lehrkanzel petitionirte, nach Wien zu gehen und da meine Aufwartungen zu machen; das ist ein Tribut, den sich Sklaven von Sklaven bringen lassen. Meine Aversion gegen das „Aufwarten" ging so weit, daß ich mich dazu selbst dann nicht entschließen konnte, wenn ein Halbgott aus Wien nach Prag kam. Bei solchen Grundsätzen dachte ich armer Thor eine Professur in meinem Vaterlande zu bekommen! Dazu kam noch der Umstand, daß häufig der Mann, dem ich meine Aufwartung hätte machen sollen, nichts getaugt hat. So kam z. B. der Regierungsrath H. öfter nach Prag, da liefen sie hin in ihren schwarzen Kleidern, um Sr. Gnaden unterthänigste Bücklinge darzubrin-

gen und sich selbst demüthigst in hochgnädigste Erinnerung zu bringen; und dieser Mann war geistesarm und charakterlos und ist selbst nur durch niedrige Kriecherei emporgekommen. Ein anderer Gebrauch, der die Gesellschaft in Oesterreich (wohl auch anderwärts) wenig ehrt, ist das Protectionswesen. Bei Besetzung von öffentlichen Stellen ist es deutsch gesprochen, eine Schlechtigkeit, die aber so allgemein ist, daß sich Niemand mehr genirt, Protector oder Protegé zu sein. Man dachte das Jahr 1848 werde diesem elenden Unfug ein Ende machen, aber mit der theuern Reaktion kehrte auch der alte Unfug wieder ins Leben zurück. Es wäre um die alte Lumperei auch Schade gewesen.

Und wie schändlich sind oft die Mittel, die angewendet werden, um sich Protection zu erwerben! Man weiß das sehr häufig, das thut aber der Achtung für den Mann der so candidirt hat, keinen Eintrag. Wenn nur überhaupt der äußere Anstand nicht verletzt wird, das Decorum in salvis bleibt; der Anstand ist die Hauptsache, das andere dabei, die Schlechtigkeit, ist eine Bagatelle. Und warum sollte der Nachbar nicht nachgibig sein in Dingen, in denen er selber der

Nachsicht bedarf? So wäscht eine Hand die andere; (nur werden sie dadurch umgekehrt immer schmutziger). Ein hochgestellter Geistlicher in Prag interessirte sich viel darum, daß ich eine Professur bekäme; selbst protegiren mochte er mich nicht, denn ich schien zu einen solchen Experiment zu gefährlich; was that er? Er ließ mir einmal den Rath zukommen, ich möchte trachten die Bekanntschaft der Kammerfrau im Hause des Grafen S. . . . . zu machen. Der Mann, der mir diesen Rath gab, würde es sehr übel nehmen, wollte jemand daran zweifeln, daß er ein durch und durch sittlicher Charakter sei. Natürlich erfüllte sich über eine solche Zumuthung, so zu meinem Ziele zu gelangen, meine ganze Seele mit Abscheu; dafür habe ich es in Oesterreich auch nie weiter gebracht als bis zum Supplenten. Eine andere Supplentenstelle erhielt ich im Jahre 1849 am Neustädter Obergymnasium, das man eben ins Leben rief. In der Revolutionszeit hatten sich nämlich unter den Studenten vor allen die sogenannten „Hörer der Philosophie" bemerkbar gemacht (die beiden philosophischen Jahrgänge mit etwa 700 Zuhörern). Nachdem die Reaktion in ihr Recht gekommen war, hatte man in Wien beim Unter=

richtsministerio nichts Eiligeres zu thun, als jene Jahrgänge aufzulösen und als obere Klassen an die verschiedenen Gymnasien zu vertheilen; zugleich überließ man für den Anfang die Ausführung dieser Maßregel den betreffenden Provinzialschulbehörden. Die Jugend war von 1848 her noch etwas aufgeregt und so konnte es nicht schaden, für die neuen Supplentenstellen mitunter Männer zu wählen, denen die Jugend ein wenig vertraute. Es handelte sich überall um eine Vermittelung, um einen gewissen Uebergang. So bekamen wir, mein Freund Dr. Bruna, der durch die Pfingstwoche compromitirt war, und ich Anstellungen, die nach unten beliebt waren, aber nach oben sehr mißliebig. Man ließ es nun geschehen, daß wir, was unseres Amtes war, versahen, als aber die Zeit eines Jahres um war, und die höchste Schulbehörde in Wien für alle Provinzen das Heft in die Hand nahm, da ließ man uns stehen, als ob wir nie zu einer Schule in Oesterreich in Beziehung gestanden wären. Wir hatten das ganze Jahr hindurch die strengste Ruhe und Observanz in unserer Schule erhalten, kein Wort der Zufriedenheit wurde uns bei unserem Scheiden zu Theil;

ja, was ein besonderes Zeichen der Humanität des Unterrichtsministeriums ist, uns sagte am Schlusse des Jahres kein Mensch daß wir abzutreten hätten. Jedem Dienstboten wird acht oder vierzehn Tage vor seinem Austritt gekündigt, wir galten für noch weniger als Dienstboten und erfuhren bloß aus der Zeitung, daß das Prager-Neustädter Obergymnasium von 1850 an, auch von den H. P. Piaristen besetzt werden sollte. Als das Unterrichtsministerium im Jahre 1848 ein klein wenig renovirt wurde, gab man sich der Hoffnung hin, die Klostergymnasien würden aufgehen, im Gegentheil, sie blühten jetzt erst recht auf! Ihr Leute, die ihr für euer bischen pedantische Gelehrsamkeit oder Bildung von der Revolution gefürchtet habt, da sehet, durch die Einrichtung von Klostergymnasien geschieht mehr für die Barbarei, als durch ein paar Revolutionen!

Daß die Unterrichtsministerielle Unhöflichkeit gegen uns abtretende Supplenten des Neustädter Obergymnasiums keine unabsichtliche gewesen sein mochte, schloß ich später aus einigen Erfahrungen, die ich in meinem Verhältniß zur Schulbehörde noch durchzumachen hatte. Dies geschah

am Schlusse des Schuljahres 1849. Unterdessen verlebte ich dieses Jahres ganz gemüthlich, ja glücklich. Erstens war ich endlich frei von den Banden des Ordens, frei von der Verpflichtung, einen Heuchler spielen zu müssen, frei von Wohlthaten, die ich nur unter Gewissensvorwürfen empfangen und genießen konnte. Ich mußte nicht mehr um die Mittagsstunde die schwarze Uniform anziehen, durch die ich plötzlich der Genosse so vieler anders Denkenden und anders Fühlenden wurde, ich mußte nicht mehr vor und nach Tische die Hände zum Gebet falten und den Mund zum Gebet bewegen; ich mußte nicht mehr aufschauen, was der Vorstand für ein Gesicht ins Convent bringe, wenn es günstig, wenn es ungünstig leuchte*), ich mußte überhaupt nicht mit Leuten zusammenkommen, denen von

*) Es ist merkwürdig, welch ein Nichtigkeitsgefühl so ein Ordensuntergebener seinem Oberen gegenüber hat. Ich war gewiß nicht, wie aus den paar erwähnten Scenen mit meinem Ordensvorstand hervorgeht, der Mann der blassen Furcht, aber das Bewußtsein, in meinem Ordensvorstand meine irdische Vorsehung zu haben und die jahrelange Angewöhnung tiefer Unterwürfigkeit vor ihm, ließen mich immer mit einen Respect zu ihm aufblicken, der mich andererseits, da ich darin etwas Sklavisches fand, empörte. Ich mied auch den Ordensvorstand immer so viel als möglich.

mir Mancher widerwärtig war, ja zu Jeden, der den Stempel der Knechtschaft ungescheut an der Stirne trug. Waren jetzt meine Schulstunden vorbei, so nahm ich den Hut und eilte in den Kreis der Meinigen, denen ich von Natur und von Herzen aus angehörte, ich mußte nicht mehr vor und nach Tisch beten, sondern nur den guten Alten und die Geschwister herzlich begrüßen. Mein alter Vater nahm zwar immer vor dem Essen seine schwarze Kappe ab, um sein Kreuz machen zu können, aber dies störte mich nicht, so wie er sich weiter darum nicht kümmerte, wenn ich meinen Hunger und Durst ohne die officielle Erhebung des Geistes zu Gott befriedigte. In solchen Dingen pflegte er zu sagen, ich dürfte das wohl in meiner Weise besser verstehen wie er, er wolle aber für seine Person bei seinen alten Sitten bleiben. Nicht kostbare Speisen wurden da zu Hause aufgetischt, sondern eine sehr dürftige Kost, keine Duplicia gab es da, wie im Ordenshause d. h. keine Tage, an denen ex offo doppelt so viel wie an anderen gegessen wird, das Essen war nur Mittel, niemals Zweck, konnte daher sehr einfach sein, aber um keine Fürsten- also auch um keine Ordenstafel war mir das Mittag-

mahl im Elternhause feil, nachdem ich so lange in babylonischer Gefangenschaft gegessen. Ich war glücklich, mich von so vielen unnützen Vorgesetzten befreit zu haben. Was sollen die auch dem Manne, der seinen Lebensweg allein zu gehen weiß? Ob es nicht lächerlich ist, wenn ein Mann den anderen um die Erlaubniß bitten muß, ins Theater gehen oder vom Abendessen überhaupt ausbleiben zu dürfen! Es ist nun wahr, ich blieb vielfach ohne die nöthige Erlaubniß eingeholt zu haben, weg und man ignorirte das, aber wie leicht konnte man einmal so einen Abusus rügen! Jetzt endlich in meinem fünfunddreißigsten Lebensjahre war es mir gelungen, mich von einer lästigen Vormundschaft frei zu machen. Nicht, als ob mir ein ungebundenes Leben Bedürfniß gewesen wäre, im Gegentheil, ich lebte früher im Kloster nie so eingezogen und regelmäßig, wie jetzt in der Welt, aber schon das Bewußtsein meine Zeit eintheilen und sie wie und wo immer zubringen zu können, genügte zu meiner Zufriedenheit. Das Rauchen war im Ordenshause streng verboten, ich rauchte den ganzen Tag und man duldete das von mir. Diese Duldung empörte mich, weil ihrer kein Mensch bedarf, wenn er

was Unschuldiges treibt. So ward mein Leben eine schwere Bürde los und ein freies, ein eigentliches Leben.

Was mir in diesem Jahre eine besondere Quelle von Freuden geworden, das waren meine Vorlesungen an der Prager Universität. Ich trug die Geschichte der Philosophie vor. Zum erstenmal durfte man in Oesterreich von der Lehrkanzel frei reden, da lohnte sich's wohl auch der Mühe die Vorlesungen da anzufangen, wo man sonst in den vormärzlichen Tagen aufgehört hatte. So wie der jedesmalige Lehrer der Weltgeschichte bis zur französischen Revolution oder gar nur zur Reformation kam und das nächste Blatt in der Geschichte für ihn und seine Schüler ein noli me tangere blieb: so pflegte der jeweilige Docent der Geschichte der Philosophie mit Leibnitz oder Wolff zu schließen und die neuere seit Kant aus „Mangel an Zeit" wegzulassen. Ich begann sogleich mit Kant und konnte schon im zweiten Semester Hegel's Logik vortragen; wer diesen großartigen Gedankenbau kennt, wird gern glauben, daß sich das Interesse meiner Schüler von Stunde zu Stunde steigerte. So dankbare Vorlesungen hatte ich noch nie gehalten, zum Beweise, daß

man bei uns wohl Sinn und Interesse auch für die höchste Wissenschaft hat, wenn man sie nur zu genießen bekömmt. Ich versprach zwar meinen Schülern das folgende Jahr mit dem Hegel'schen System, das bis zum Jahre 1849 an der Prager Universität nur dem Namen nach bekannt war, fortzufahren, — aber das hohe Unterrichtsministerium in Wien hat das nicht für nöthig befunden und meine Vorlesungen eingestellt. Mögen meine freundlichen Zuhörer vom Jahre 1849 dafür die Broschüre, die ich unter dem Titel: Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie, bei Hoffmann und Campe herausgab, als einen kleinen Ersatz für die versprochenen Vorlesungen ansehen.

Was mir endlich mein Leben im Jahre 1849 besonders erfreulich machte, war der Umstand, daß meine jüngste Schwester, die ich zärtlich wie mein eigenes Kind liebte, heirathete und weil das junge Ehepaar mit Recht für den Anfang sich einschränken zu müssen glaubten, zu mir in meine Dachstübchen ziehen sollte, so daß mir die Aussicht auf ein neues schönes Familienleben, das den Menschen allein recht glücklich machen kann, zu Theil ward, eine Aussicht die sich mir

leider nur für eine kurze Zeit verwirklicht hat. Ich erwähne dieses mein Verhältniß zu meiner jüngsten Schwester, weil es in doppelter Beziehung meinen Austritt und meine Excommunication aus der katholischen Kirche berührt. Einmal machte mir der Ordensvorsteher den Vorwurf, daß ich meine Schwester copulirt*), also eine priesterliche Funktion verrichtet habe und mich dabei im Jahre 1849 jeder andern Funktion, ja sogar jedes Kirchenbesuches enthielt. Der Vorwurf war gerecht, indessen der Fehler, den ich beging, fällt der Bruderliebe zur Last. Es wäre trotz des ungläubigen Priesters, der sie einsegnete, die glücklichste Ehe geworden, wenn der Tod**) ihr Band nicht so schnell gelöst hätte. Ich werde später auf dies traurige Ereigniß zurückkommen, weil es mit als eine der verhängnißvollsten Folgen meiner Excomunication erscheint.

Gegen das Ende des Jahres 1849 fingen an meinem Lebenshorizonte dunkle Wolken emporzusteigen an. Mit meinen Gesuchen um irgend

*) Die Trauung fand am 22. Mai 1849 statt und war Dr. S. letzte kirchliche Funktion. Anm. d. H.

**) Dr. S. Schwester starb an der Lungenschwindsucht schon am 6. Dezember 1850. Anm. d. H.

eine Professur wurde ich abgewiesen und Leute mir vorgezogen, von denen der Eine mein Adjunkt, der Andere mein Schüler, wenigstens in den Correpetionsstunden, die ich als Adjunkt gegeben, gewesen. Von der Supplirung am Neustädter Obergymnasium wurden wir in der oben angegebenen höflichen Weise enthoben und auch meine provisorische Anstellung an der Universität ging mit Schluß 1849 zu Ende, da für die Philosophie in Prag anderweitig ein ordentlicher und ein außerordentlicher Professor der Philosophie ernannt wurden. So ging ich überall mit leeren Händen aus. Fern sei von mir der Verdacht, als ob ich aus egoistischen Rücksichten mit dieser Besetzung unzufrieden wäre, im Gegentheil, ich bin dem ordentlichen Professor der Philosophie Dr. N. persönlich befreundet und verlebte mit ihm manche angenehme Stunde, so lange ich in Prag war. Aber weh that es mir um meines Vaterlandes und unserer Jugend willen, daß der andere pfäffisch gesinnt war. An der Universität sollten nur freisinnige, vorurtheilsfreie Männer lehren, es hat die Universität auch dann einen schweren Kampf mit dem Pfaffenthum bei uns zu bestehen; wenn aber dieses seine Vertreter auch

unter den Universitätslehrern zählt, dann ist sein Uebergewicht über die freie Bildung entschieden. Wie aber die Wissenschaft unter Pfaffenhänden gedeiht, ist aus der Geschichte des Jesuitismus bekannt. Die Flimmer und Flitter der Sache bleiben, aber der Spiritus verkümmert, so daß das lebendige fortschreitende und forttreibende Wissen zu einem abgestorbenen, stagnirenden und stinkenden Wissenssumpf wird.

Eben so wenig, wie die pfäffische Gesinnung, soll die servile sich an der Universität breit machen können, und ist es überhaupt höchst luxuriös, servil gesinnte Leute nach Oesterreich zu verpflanzen. Mein Vaterland wenigstens wird dem Manne, der es mit solchen Leuten beglückt, wenig Dank wissen. Etwas weniger Gelehrsamkeit und etwas mehr Freiheits-Sinn wäre uns vorläufig lieber gewesen. Diesen zu haben und Anderen beibringen können, ist heutzutage die allernothwendigste Wissenschaft. Homer und Ovid und die anderen Todten können ein wenig warten. Doch freisinnige Lehrer will man ja systematisch nicht. Man braucht auch heutzutage noch gute Unterthanen.

Unter solchen Umständen konnte ich auf ein

meiner jahrelangen Beschäftigung mit der Wissenschaft entsprechendes Unterkommen ruhig verzichten. Obwohl ich ein solches Kommen der Dinge voraussehen konnte, traf es mich am Schlusse des Jahres 1849 dennoch hart. So lange hatte ich für die Wissenschaft und die Schule gelebt und sah mich jetzt auf einmal schnöde abgewiesen, ausgeschlossen aus der Reihe der Jugendbildner, jetzt, wo die Zeit gekommen war, nach der ich mich gesehnt, deren Unentbehrlichkeit für das Gedeihen der Wissenschaft ich immer bevorwortet. Die Wissenschaft und ihre Lehre war für frei erklärt worden, und ich, dem in den vormärzlichen Tagen Winke von Wien zu gekommen, ich solle mich mit meinen freien Aeußerungen moderiren, ich sollte nicht mehr lehren dürfen, während man Leute berief und anstellte, die von jenem Satz in ihrem Leben keinen Gebrauch machen würden. Das that weh!

Was mir am schmerzlichsten fiel, war der Gedanke, daß ich nun die Beschäftigung mit meiner Wissenschaft aufgeben müsse, um anderweitig für meine Existenz zu sorgen. So hatte mein höchster Lebenszweck, in der Philosophie Etwas zu leisten, wozu nicht blos jahrelange Beschäftigung

genügt, sondern auch ein langes ruhiges Lebens erforderlich ist, Schiffbruch gelitten. Arbeiten für meine Existenz wurden mir Zweck, während ich sie sonst früher immer als Mittel zu betrachten gewohnt war. Diese traurige Wendung meiner Lage drückte mich schwer darnieder, es war einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, als ich die Bücher von meinem Schreibtisch, nachdem ich die Lesezeichen daraus entfernt, in den Schrank einstellte, um sie vielleicht nie mehr herauszunehmen . . .*)

Bis jetzt geschah es leider so. Wie ruhig und ungestört, frei von jeglicher bangen Sorge, in echt philosophischer Muße hätte ich meine Studien bis an das Ende meines Lebens im — Kloster betreiben können, wenn — die Philosophie und der Katholicismus nicht zwei unverträgliche, unversöhnliche Dinge wären, und jedes in richtiger Consequenz das Aufgeben des Anderen forderte. Da nun ein Leben, der eigenen Ueberzeugung gemäß, unendlich mehr werth ist, als eine jede Leistung auf dem Gebiete irgend

---

*) Diese traurige Ahnung hat sich leider bewahrheitet. Anm. d. H.

einer Wissenschaft, so konnte mir die schwere Wahl nicht zweifelhaft bleiben. Drückend mußte aber auf mich das Bewußtsein wirken, für eine bestimmte Beschäftigung den Beruf in mir zu wissen und doch überall im Leben gehindert zu sein, diesen Beruf zu erfüllen. Ein grausameres Spiel gäbe es nicht, wenn man annehmen könnte, daß ein Gott mit den Schicksalen der Menschen spielt!

Leider stürmten auf mein gebrochenes Herz auch noch äußerliche Schläge höchst widerlicher Art ein. Hierher gehört vor Allem folgendes Stück österreichischer Studiengeschichte.

In dem Decrete, das mir die supplirende Professur der Geschichte der Philosophie an der Prager Universität zuwies, hieß es ausdrücklich, ich solle für diese Supplirung zweihundert Gulden C.-M. im vollen Betrage erhalten. Ich supplirte 1849 ununterbrochen das ganze Jahr, erhielt auch die ganze Remuneration, nach einiger Zeit aber auch den Bescheid vom philosophischen Lehrkörper, ich solle den Betrag, der für die Ferien entfallen (in den Ferien konnte ich allerdings nicht vortragen, aber es ist billig anzunehmen, daß derjenige, welcher durch zehn Monate supplirt, das ganze Jahr supplirt hat) zurückstellen.

Was mich am meisten schmerzte, war der Umstand, daß mir ein Cameralbeamter, ich glaube er hieß Clement, bevor ich in der Sache vom Lehrkörper Etwas erfuhr, mir durch meinen alten Vater sagen ließ: Ich solle das Geld, das ich aus dem Cameral bezogen, sogleich zurückzahlen, widrigenfalls die Sache zum Criminal käme. Ich weiß nicht, ob meinen guten, alten Vater, der trotz seiner allgemein anerkannten und geschätzten Ehrlichkeit eine überflüssige Furcht vor „Polizei“ und „Criminal“ hatte, Vieles in seinem Leben so unangenehm berührt hatte, wie diese Unverschämtheit des Cameralbeamten. Mit betrübter Miene richtete er mir die rohe, inhumane Botschaft aus, als ob er mich fragen wollte: Ist es zuletzt so weit mit Dir gekommen, daß man Dir mit dem Criminale drohen kann? Ich verbiß meinen herben Schmerz über diesen letzten Lohn, der mir für meine Anstrengungen 1849 an der Universität (für die ich mich auf meine damaligen Zuhörer berufe) zu Theil ward.

Zunächst war guter Rath theuer, ich hatte das Geld nicht, das ich zurückstellen sollte, ich schäme mich nicht, dies zu gestehen. Es hätte mich nur einen Besuch ins Ordenshaus gekostet

und ich hätte weit mehr als den erforderlichen Betrag erhalten; aber gerade das hielt ich mit meiner Ehre nicht für verträglich, vom Orden, dessen Gesinnungen ich nicht theilte, etwas anzunehmen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als die „hohe Landesstelle" um Abschreibung dieses Betrages zu bitten. Ich erhielt trotzdem, daß ich der hohen Landesstelle zur Vorstellung brachte, daß ich gegenwärtig, ohne Anstellung, nicht im Stande wäre, den Betrag zurückzustellen, einen abschlägigen Bescheid, was nicht so leicht vorkommt, gerade als ob man mich absichtlich hätte chicaniren wollen. Man rieth mir, da ich im guten Rechte wäre, dasselbe im Prozeßwege zu vertheidigen; ich borgte das Geld und zahlte es zurück. Ob ich mir die Remuneration von zweihundert Fl. im Jahre 1849 ehrlich verdient, darüber mögen meine Schüler aus diesem Jahre urtheilen. Doch ich sollte noch mehr Kränkungen erfahren, Kränkungen, die es mir zuletzt deutlich zeigten, daß man in Wien in ganz unwürdiger Weise geradezu Rache an mir nehmen wollte. Ist doch in der letzten Zeit in Oesterreich von mancher Behörde in noch wichtigeren Verhältnissen, wie man dies nicht läugnen kann, Rache

geübt worden! Das Jahr 1848 hat zu Viele zu tief beleidigt, als daß diese in den Jahren 1849 und 1850 sich der Gelegenheit der so süßen Rache zu üben, hätten entschlagen sollen.

Zwölftes Kapitel.

Wenn die Noth am Größten. — Plötzliche Lebensänderung. — Dr. Palacky, ich werde Redacteur. — Die Union.

Nachdem meine Verbindungen mit der Hochschule und dem Obergymnasium aufgehört hatten und ich das Verband mit meinem Orden selber gelöst hatte, mußte ich mich nach einer neuen Existenz umsehen. Ich war ganz rathlos. Der Redacteur der Bohemia, Herr Klutschak, machte mir den Antrag, das Theaterreferat in seinem Blatte zu übernehmen; ich lehnte aber den gutgemeinten Antrag ab und zwar schon darum, weil ich die vortrefflichen Leistungen, des den Pragern unvergeßlichen Bernhard Gut, in diesem Fache nicht unmittelbar fortsetzen zu können mir bewußt war.

Vielleicht, daß ich im Stande gewesen wäre, durch vieljährige Uebung Einiges in diesem schwierigen Beruf zu leisten, dann wäre ich aber

auf Jahre hin aus meiner eigentlichen Berufsbahn hinausgeworfen worden und den Gedanken konnte ich nicht ertragen; im Gegentheil, ich gab die Sorge um meine körperliche Existenz auf und fing an, meine philosophischen Studien fortzusetzen.

Natürlich, daß meine Noth immer mehr stieg, und die Aussicht auf Mahnungen immer ausgedehnter wurde. Philosophische Werke werden von den Buchhändlern schlecht bezahlt, weil sie nicht leicht einen Absatz finden. Erzählungen für Kinder, ein lasciver Roman, ein flüchtig geschriebenes Buch, das aber die Phantasie kitzelt, werden jedem ernsten Buch, das etwa über die Bestimmung des Menschen oder Bedeutung seines Lebens spricht, unbedingt vorgezogen. Das bringt so der sittliche Standpunkt der modernen Gesellschaft mit sich, einer Gesellschaft, die die ungeheuere Prätension macht, daß man ihr nicht die Wahrheit sagen soll.

Wäre ich ein gläubig Gemüth, so könnte ich mit dem alten Sprichwort ausrufen: Ist die Noth am höchsten, ist die Hülfe Gottes am nächsten. Ich arbeitete in dieser Zeit so unruhig, daß ich immer, sobald ich von meinem Schreibtisch aufstand, in meiner Einbildung die Noth an meine

Thüre klopfen hörte, so wechselten wissenschaftliche Gedanken, die alle geistige Thätigkeit in Anspruch nahmen, mit trüben Vorstellungen, wie es mit mir in der Zukunft würde? An einem solchen Morgen da klopfte es, aber wirklich, an meine Thüre. Es war dießmal kein neuer Dränger, sondern der Freund in der Noth. Herr Palacky trat bei mir unversehens ein, um mir den Antrag zu stellen, die Redaction eines Blattes, das er mit mehreren politisch gleichgesinnten Freunden zu gründen beabsichtige, zu übernehmen. Ich bemerkte aufrichtig, daß ich wohl kaum die Eigenschaften eines Redacteurs besitzen dürfte, daß ich bisher nie bei einer Zeitung betheiligt gewesen, daß ich sonach im Gewissen verpflichtet sei, den Antrag, für so ehrenvoll ich ihn auch halte und so wenig er mich auch sonst beirre, da meine politischen Ansichten sich am meisten denen der österreichischen Reichstagsrechten anschlössen, höflichst abzulehnen. Als Palacky hierauf erwiederte, daß mir Leute beigegeben würden, die sich auf das Zeitungswesen vollkommen verständen, daß ich mich nach und nach in meinen neuen Beruf einüben würde, daß ich vorläufig meine Beschäftigung für die Zeitung beliebig wählen

könne, daß man mir überhaupt zugleich freie Hand lassen wolle, — erst da schlug ich ein und ward Redacteur. Schon zu Ende November fing die „Union" zu erscheinen an. Glücklich fühlte ich mich in der unfreundlichen Redactionsstube bei Herrn Medau nun eben nicht, denn statt die Zeit dem Erforschen der ewigen Wahrheit weihen zu können, mußte ich oft den ganzen Tag in elenden kleinlichen Notizen oder werthlosen Klatschereien herumwühlen, um die leidlichsten für meine Zeitung auszuklauben. Leitende Artikel schrieb ich in der Zeit von vier Monaten ehrenhalber nur vier oder fünf; denn jede Minute, die ich der Zeitungs-Zeit absparen konnte, wandte ich so zu sagen doch wieder der Philosophie zu, von der ich nun nimmermehr lassen konnte. Im Ganzen genommen, hatte ich während dieser Zeit viel Zerstreuung, viel Umgang mit Leuten der verschiedensten Charaktere, dabei Leiden und Freuden aller Art, wie das nun so bei einem Redacteur vorkömmt. Dies, und die regelmäßigen täglichen Gänge ins Redactionsbureau (auch einigemal zum Herrn Commandirenden Khevenhüller) belebten meinen Organismus, so daß ich mich von meiner Kränklichkeit bedeutend zu er-

holen anfing. Vielleicht säße ich jetzt noch als Redacteur der Union in Prag, wenn nicht in drängender Weise Ereignisse stattgefunden hätten, die meinem Verhältniß zur Zeitung schnell ein Ende machten und mich den finstern Mächten eines rücksichtslos drauf losschlagenden Schicksals überlieferten. Diejenigen, denen die Erklärung meines Austrittes aus der katholischen Kirche so plötzlich kam, bitte ich auf die Motive jener Erklärung, die sich in einer doppelten Richtung auf einmal zu entwickeln begannen, und auf ihr allmäliges Reifen freundlichst Rücksicht nehmen zu wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Der philosophische Lehrkörper. — Attestnöthen. — Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. — Correspondenz mit meinem Ordensvorstand. — Von Pontius zu Pilatus.

Mein Austritt aus der römisch-katholischen Kirche ist eine Thatsache, bei der es sich vorzüglich um die Motive handelte. Diese Motive liegen nun theils tiefer, insofern sie meinen Austritt überhaupt bedingen, theils auf der Oberfläche meiner Erlebnisse, sofern sie nämlich die Zeit meines Austrittes, seine Formulirung und seine Oeffentlichkeit bestimmt haben. —

Die katholische Kirche macht die ungeheure Prätension unfehlbar zu sein. Sie liebt es dieser ihrer göttlichen Eigenschaft, die sie sich beilegt, den weitesten Umfang zugestanden zu wissen, doch weiß sie in sehr kluger Weise den Grundsatz zu beschränken, sobald seine Einschränkung Bedingung seiner Erhaltung wird. Die Hierarchen

lieben es, wenn sich dumme Gläubige finden, die den Papst selbst für unfehlbar halten. Sie wehren diesem Glauben durchaus nicht, obwohl sie dessen Unrichtigkeit sehr wohl einsehen. Das Omne nimium vertitur in vitium hat für sie in Glaubensangelegenheiten keinen Sinn und keine Anwendung; dafür wissen sie, wie gesagt, von der Elasticität jenes Princips zur Zeit den rechten Gebrauch zu machen. Weist man darauf hin, daß das römische Volk unter allen Völkern der Erde am ungeschicktesten regiert wird, so ist der Papst natürlich nur in geistlichen Dingen und zwar in Dogmaticis unfehlbar, ja man kann, wenn man sich darum interessirt, auch noch die Concession erhalten, daß zu seiner Unfehlbarkeit wesentlich sein päpstlicher Stuhl gehöre, auf dem er während seiner Unfehlbarkeit sitzen müsse. Der eben nicht sehr geistreiche Vorgänger Pius' IX., Gregor XVI., lebte selbst in dem süßen Wahne, unfehlbar zu sein und verlangte, daß diese seine Einbildung zum Glaubenssatz erhoben würde. Die italienischen Bischöfe waren nicht abgeneigt, die Unfehlbarkeit des Papstes unter die Dogmen aufzunehmen, aber die anderen Nationen hielten nur an der Unfehlbarkeit der Kirche fest. Natür-

lich ist da die Kirche auch nur in geistlichen Dingen und zwar nur auf dem Gebiete der Dogmatik unfehlbar. Sehr natürlich! Das ist ein Gebiet, das jenseits aller Erfahrung liegt, auf dem sich nichts beweisen und daher auch nichts widerlegen läßt, das nur der absoluten Stellung eines blinden Glaubens zugänglich ist. Merkwürdig, für das menschliche Wissen, das unter ungeheuren Anstrengungen vorwärts schreitet, hat die Kirche trotz ihrer Unfehlbarkeit nie das Geringste zu leisten gewußt. Sie konnte nicht und hätte sie es gekonnt, sie hätte es nicht gethan, denn dieses Wissen war ihr von jeher unbequem, sie verdammte es zu allen Zeiten als ein unnützes Irrlichterthum, das vom Wege des Heils abwendig mache. Sie weiß es und wußte es zu allen Zeiten, wie gefährlich ihr dieses Wissen sei, und daß sie in diesem einst ihren Untergang finden werde. Als das Studium der Naturwissenschaften und damit das der Anatomie aufblühte, erklärte die Kirche (natürlich dießmal die fehlbare) das Secciren der Leichname für sündhaft. (Sind aber dafür die Mediziner auch ungläubig!) — Wenn die Kirche sich Unfehlbarkeit zuschreibt, so hätte sie Etwas für wissenschaft-

liche Wahrheiten thun müssen. Das Wissen ist nämlich fehlbar oder unfehlbar (selbst philosophisches und mathematisches Wissen); der Glaube kann gar nicht unter jene Kategorie gestellt werden und erweist er sich als fehlbar oder unfehlbar, so ist eben das so beschaffene Wissen an den Glauben hinzugetreten. Insofern ist nun allerdings jeder Glaube, auch der an den größten Unsinn der Welt unfehlbar, d. h. es wird etwas (was, ist gleichgültig) unfehlbar für wahr gehalten. So hat sich die römisch-katholische Kirche ein sehr überflüssiges Prädikat beigegeben, und der Mosaismus, der Muhamedismus und Protestantismus sind in sich eben so unfehlbar, wie es der Katholicismus in sich ist. In sich, d. h.: Befindet man sich auf dem Gebiete der Dogmatik, so hat man nur das Eine zu thun, nämlich zu glauben.

Ganz anders nehmen sich die Dogmen aus, wenn man sie von Außen entweder vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes oder mit Hülfe historischer Daten betrachtet. Auch gegen die erste Betrachtungsweise wußten sich die Dogmatiker zu sichern, indem ein Dogma besonders dazu aufgestellt ist, den gesunden Menschenver-

stand für ein in Folge der Erbsünde krank gewordenes Vermögen zu erklären.. Gegen die zweite Betrachtungsweise ist die Dogmatik ohnmächtig. Hier hilft nichts, als Verfälschung der Geschichte und völlige Unterdrückung ihres Studiums. Das erste ist ein sichereres, das letztere ein leichteres Mittel.

Die Dogmatiker haben nicht unterlassen, abwechselnd von beiden Gebrauch zu machen. Es that ihnen auch in der That Noth damit. Was nützt es z. B. dem Dogmatiker, auf das Transcendentale oder, wenn er will, Transcendente der Lehre von der Dreieinigkeit hinzuweisen und zum puren Glauben an dieses Dogma aufzufordern, wenn man aus der Geschichte erfahren kann, wie nach und nach dieses Dogma entstanden ist, wie anfangs der Sohn etwas weniger war als der Vater, später diesem gleich, aber beide mehr als der heilige Geist, wie endlich auch dieser in den gleichen Rang erhoben worden, ja wie dieses Dogma in seinem allmäligen Wachsthum bald zu einer Viereinigkeit geworden wäre, indem einige fromme Väter geneigt waren, auch die Kirche für eine göttliche Person anzusehen.

Es soll mich gar nicht wundern, wenn katholische

Theologen, die diese Blätter lesen, in dem Gesagten etwas Neues erfahren, denn auch ich habe die katholisch-theologische Facultät besucht, von einer Genesis der Dogmen aber nicht das Entfernteste gehört. So wird die Geschichte des Katholicismus, sein allmäliges Entstehen und Werden gänzlich ignorirt: vielleicht, daß man hofft, damit auch das Vergehen und das Enden des Katholicismus ignoriren zu können.

Mit einem Wort, die Orthodoxen nehmen den Katholicismus für etwas Fertiges, in den heiligen Schriften vollständig Deponirtes, für ein Göttliches an, die Ketzer oder Apostaten wie ich erkennen deutlich das Menschliche an diesem Institut, das mit den Jahrzehenten und Jahrhunderten gewachsen ist, geblüht, Früchte getragen hat und nun wieder allmälig abfault. Ueber drei Jahrhunderte hat es gebraucht, bevor der Katholicisumus „fertig" geworden und über drei Jahrhunderte sind es nun schon, seit er abfault. Es hat nun der Katholicismus eine historische Berechtigung, sofern durch viele Jahrhunderte die Cultur, der Fortschritt, die Wissenschaft (freilich nur in sehr verkümmerter Weise) mit einem Wort die Weltgeschichte in ihm wurzelte, diese ist aber

eben eine historische oder vergangene, sofern seit Huß und Luther die Cultur, der Fortschritt, die Wissenschaft (und zwar in sehr gedeihlicher Weise) mit einem Wort die Weltgeschichte den fruchtbareren Boden im Protestantismus gefunden hat. So fern nun der Katholicismus jetzt noch, nachdem er sich so sehr überlebt hat, und nur noch durch die Macht der Mächtigen einerseits und die Gedankenlosigkeit und den Indifferentismus der Schwachen andererseits gestützt wird, sich für eine lebendige Potenz ausgibt, wird ihn jeder historisch gebildete und aufrichtige Mensch mit dem Prädikat der „Unhaltbarkeit" bezeichnen müssen. Es ist dies eigentlich ein milderer Ausdruck für „Unwahrheit", denn dieses ist das eigentliche Prädikat, das ihm zukommt. Ist er doch nichts anderes, als ein systematischer Inbegriff von Unwahrheiten, die man consequent an einander gereiht hat. Welchen Sinn dieses System für die Entwickelung aller Erkenntnisse oder für die Menschengeschichte *Κατεξοχην* gehabt, kann hier weiter nicht ausgeführt werden. Angedeutet ist es in dem Schreiben, das ich vor meinem Austritt an meinen ehemaligen Ordensvorstand gerichtet.

Man hat mir von einer Seite Vorwürfe

darüber machen wollen, daß ich von der „Unhaltbarkeit“ des römisch-katholischen Lehrbegriffes gesprochen. In der That, man muß den Passus nicht recht verstanden und die Unhaltbarkeit auf die römisch-katholische Kirche bezogen haben; denn ich sehe nicht ein, wie derjenige, der einen positiven Glauben aus der Ueberzeugung, daß er sich gegen vernünftige Gründe nicht vertheidigen, also auch nicht halten läßt, aufgibt, nicht das Recht haben sollte, von der Unhaltbarkeit jenes Glaubens zu sprechen! Als Huß auf dem Concil den Cardinal aufforderte, ihm dies und jenes zu beweisen, antwortete dieser ganz im Sinne der römisch-katholischen Kirche: Crede! Auch mochte ihm das probare dem gelehrten Huß gegenüber etwas schwer vorkommen. —

Meine Ueberzeugung von der Unwahrheit und Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes, von seiner Einseitigkeit und Unzulänglichkeit, auf welche Eigenschaften ich noch später zurückkommen werde, war es nun, die mich aus dem Schoos der römisch-katholischen Kirche trieb, obwohl ich sonst aus meiner Gesinnung kein Hehl machte. Von solch' unwürdigen Verhältnissen mich frei machen, mußte und wollte ich à tout prix. Daß

mein Austritt Ende März 1850 und öffentlich geschah, hat seine eigenen Gründe, ohne die ich wohl an einen öffentlichen und definitiven Austritt aus der römisch-katholischen Kirche noch nicht gedacht haben würde, da sich einerseits (wie schon erwähnt) meine Lage so verändert, daß sich dabei mein Gewissen beruhigen konnte und ich andererseits vor Allem Ruhe wünschen mußte, um in ungestörter Einsamkeit eine literarische Aufgabe, die ich mir seit Jahren gestellt, zu Ende führen zu können. Leider sollte mir diese Ruhe nicht zu Theil werden und mich und meine liebe Familie vielmehr Widerwärtigkeiten überschütten, von denen ich keine, ob ich ihr Kommen auch voraussah, von uns mehr abwehren konnte, wofern ich nur, weder nach rechts noch nach links ausweichend, meinen geraden Weg consequent, wie's die Ehrlichkeit verlangte, weiter ging. —

Mein ganzes Leben Journalist zu bleiben, war mir ein unerträglicher Gedanke und so wie ich froh war, wenn ich eine Stunde dem Zeitungsgeschäft absparen und dem Studium der Philosophie zuwenden konnte, so konnte ich es auch nicht lassen, ob ich bereits soviel Demüthigungen erfahren, das hohe Unterrichtsministe-

rium in Wien, d. h. zunächst den philosophischen Lehrkörper in Prag noch einmal demüthigst, wenigstens um die Bewilligung zu bitten, Vorlesungen an der Universität über Philosophie unentgeldlich halten, gleichsam meine vorjährigen Vorlesungen fortsetzen zu dürfen. Ich theilte mir schon die Zeit in Redactions- und Vorlesestunden; da es vom Unterrichtsministerium nicht zu erwarten war, daß es mir das nöthige Brod schaffe, damit ich meinem eigentlichen Berufe, dem Lehren, leben könne, sollte die Redaction mir dazu die Mittel liefern. So machte ich Pläne und hatte noch eine Freude am Leben. Wie sehr habe ich mich getäuscht! Am 7. Januar 1850 bekam ich eine Zustellung vom k. k. philosophischen Professorencollegium, aus der ich hinlänglich ersah, wie sehr ich durch mein Thun und Lassen im vorigen Jahre die Allmächtigen im Unterrichtsministerio gegen mich aufgebracht haben mußte. Warum hatte ich mich auch nie dazu entschließen können, bei diesen Leuten zu antichambriren und ihnen die Komödie vorzumachen, die sie ihrerseits wieder den noch Allmächtigeren gegenüber von Zeit zu Zeit aufführen müssen! Ich wette, die Erledigung meiner bescheidenen Bitte wäre dann

günstiger ausgefallen! Wußte mir doch mein ehemaliger Ordensvorstand, als er mir für meine Rückkehr ins Kloster eine Professur in Aussicht stellte, keinen bessern Rath zu geben als den: „Reisen Sie nach Wien“. Wien ist das Mecca, dahin jeder Oesterreicher, der irgend etwas werden will, pilgern muß, um da die Eitelkeit der alten Bureaukraten zu kitzeln. —

Zuvörderst war es mir sehr auffallend, daß die Erledigung meiner ganz einfachen Bittschrift, privatdociren zu dürfen, die ich zu Anfang des Schuljahres erwartet, fast vier Monate, nachdem ich sie eingereicht, gebraucht hatte. um zu Stande zu kommen.

Doch das geschah möglicherweise unabsichtlich, um den löblichen vormärzlichen Schneckengang der Dinge nicht ganz vor den Kopf zu stoßen. Weiter forderte das hohe Unterrichtsministerium das philosophische Lehrcollegium auf, sich nachträglich über die Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters des Bewerbers „standhaft“ zu äußern. Es hat mich nun von jeher verletzt, mir über meinen moralischen Werth oder Unwerth ein gestempeltes Zeugniß ausstellen lassen zu müssen, es hat mich immer so angewidert und angeeckelt, als ob sie

meine Seele und mein Gemüth in einen Bogen Papier einnähen wollten, — sei dem, wie ihm wolle — aber die Beibringung eines Sittenzeugnisses ist allgemeines Gesetz und mir fiel es nicht ein, hierin eine Ausnahme machen zu wollen. Nur das Wörtchen „standhaft" konnte, als eine Andeutung, daß das Unterrichtsministerium bereits selbst starke Zweifel in die Ehrenhaftigkeit meines Charakters setze, von mir nach dem alten ehrwürdigen Spruch: Quilibet praesumitur bonus, donec probatur malus" für den Ausdruck eine Inhumanität der obersten Schulbehörde genommen werden, wenn nicht die bureaukratische Gedankenlosigkeit und der lächerliche Schlendrian der Kanzleien zu gut bekannt wäre, um nicht zu wissen, daß sie oft (herkömmlich) Worte setzen, bloß um sie zu setzen oder weil's so Styl ist. Möglich auch, daß das Wörtchen „standhaft" eine Sottise involvirte, aber wie gesagt, es ist Pflicht eines jeden Gebildeten, im zweifelhaften Falle die bessere Absicht oder überhaupt das Bessere vorauszusetzen. Dies aber kann ich in Beziehung auf die zweite Forderung des Unterrichtsministeriums an den philosophischen Lehrkörper nicht thun, da der Fall keine Zweifel zuläßt. Das Unterrichtsministerium for-

derte nämlich jetzt den philosophischen Lehrkörper auf, nachdem dieser bereits in seiner Bevorwortung meines Gesuches vom 24. October 1849 meine Lehrfähigkeit für vollkommen genügend anerkannt hatte, diese meine Lehrfähigkeit noch einmal in Erwägung zu ziehen. Dies hieß doch klar genug gesprochen. Der Lehrkörper wurde von seiner höchsten Instanz aus aufgefordert, sich selbst ein Dementi zu geben, denn was die noch einmalige Erwägung gesagt haben will, kann dem einfachsten Schulknaben nicht dunkel bleiben. Der Lehrkörper sollte mich durchaus, auch gegen seine Ueberzeugung, für lehrunfähig erklären. —

Was that nun der „Lehrkörper"? Er entledigte sich seines Auftrags in einer Weise, die dieses Auftrags selbst würdig war. Sein einmal vor Kurzem über meine Lehrfähigkeit gefälltes Urtheil wieder zurücknehmen, konnte er nicht, ohne sich zu blamiren. Doch er verstand den Wink des Unterrichtsministeriums und daß es sich nur darum handle, mich abzuweisen, und klammerte sich an die erste Forderung des Unterrichtsministeriums, nämlich an die, sich über meine Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit meines

Charakters zu äußern und trug mir de dato 7. Jänner 1850 auf, mich zuerst mit einem Sittenzeugniß von der k. k. Stadthauptmannschaft, weiter mit einem Sittenzeugniß von dem General-Großmeister der Kreuzherren nnd endlich mit einem Sittenzeugniß vom Consistorio auszuweisen. —

So versteht man in Oesterreich die märzerrungene Lehrfreiheit. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei!" Lachen könnte man über die Ironie, wenn sie nicht so gar sehr zum Weinen wäre! Ich hatte die Absicht gehabt, im Schuljahr 1850 meine Vorlesungen über Hegel, die ich 1849 begonnen, fortzusetzen; aber ich bekam kein Sittenzeugniß vom k. k. Fürst-Erzbischöflichen Consistorio, und so war ich mithin unfähig unfähig, über Hegel zu lesen. Ich bekam aber von diesem Consistorio kein Zeugniß über die Ehrenhaftigkeit meines Charakters, weil ich — wie das die Ehrenhaftigkeit meines Charakters gefordert, das Ordenshaus verlassen, um nicht gegen meine Ueberzeugung subventionirt zu werden und weil ich, wie dies abermals die Ehrenhaftigkeit meines Charakters gefordert, die ganze Zeit durch keine Messe gelesen und keine Kirche besucht, um

nicht heuchlerische Komödie zu treiben. Wäre ich so schlecht gewesen, gegen meine Ueberzeugung ins Ordenshaus, wo ich so sorglos, so bequem, so angenehm und so ungenirt gelebt hatte, zurückzukehren und mich der Heuchelei mit den geistlichen Functionen zu bequemen, zehn Fürst-Erzbischöfliche Consistorial-Zeugnisse, mit großen Stempeln die Ehrenhaftigkeit meines Charakters bestätigend, hätte ich für das eine bekommen, das man mir jetzt verweigerte. Ich fürchte, Herr Graf Leo Thun, Sie meinen es gut, aber Sie spielen mit der Ehrenhaftigkeit des Charakters anderer Leute oft auf eine unverantwortliche Weise! Oder verstehen Sie die Ehrenhaftigkeit des Charakters in dem Sinne eines röm.-katholischen Consistoriums? Eine viel kleinere Schuld wenigstens fiel dann auf Sie! Ich protestire aber vorläufig feierlichst gegen die Befähigung und Befugniß des Prager F.-E. Consistoriums über die Ehrenhaftigkeit meines Charakters zu entscheiden, wenn Sie auch H. Graf dem Consistorio Ihre Entscheidung (wenn auch indirekt) übertragen haben. — Was mich an der Sache am meisten empörte, war die Perfidie von Seiten, ich will nicht sagen des Lehrkörpers, aber

einiger seiner Mitglieder, die ja als meine Collegen (sofern ein supplirender Professor die wirklichen so nennen darf) mein Verhältniß zum Orden und eo ipso zum Prager Consistorium kannten und den Vorschlag: ich solle mich mit jenen Sittenzeugnissen ausweisen, nur darum stellten, um so dem Willen des Unterrichtsministeriums, mich gänzlich zu beseitigen, zu willfahren. Daß ich schwerlich jene Zeugnisse erlangen werde, außer im Falle, ich kehrte ins Haus zurück, wußten sie genau. Sie bauten darauf. Meine Lehrfähigkeit brauchten sie dann nicht mehr zu erwägen. War dieses Manöver redlich?

Unter dem ersten Eindruck, den die Zustellung des philosophischen Lehrkörpers vom 7. Januar 1850 auf mich machte, schrieb ich damals einem meiner Freunde: „Als ich die unverdiente Zustellung durchgelesen, kochte es in meinem Gemüthe hoch auf und stand der Entschluß in mir fest, meine Angelegenheit, die nicht ganz privater Natur ist, vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen, doch im nächsten leidenschaftslosen Augenblick schon nahm ich mir vor und beharre jetzt auf diesem Vorsatz, alle möglichen friedlichen

Wege zuerst zu versuchen, alle gemäßigten Mittel anzuwenden, um mir Recht zu schaffen. Du kennst mich und weißt, daß ich die Oeffentlichkeit eigentlich scheue und mir wohl bewußt bin, meine Lebenszwecke am besten ruhig lebend realisiren zu können, doch sollte ich jene Wege umsonst gegangen, jene friedlichen Mittel umsonst erschöpft haben, dann scheue ich auch nicht den öffentlichen Kampf. Der Sieg der guten Sache und des Rechtes ist mir gewiß, mag ich darüber auch zu Grunde gehen, ohne etwas in der Wissenschaft geleistet zu haben. Dies werden übrigens die Herren im Unterrichtsministerio leicht verantworten. Vielleicht nütze ich in praktischer Beziehung. Auch die Wissenschaft ist der Güter höchstes nicht."

So wie ich damals ahnend voraussah, daß es kommen könne, kam es auch. Nolens volens sah ich mich auf einmal in der Lage, meinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche öffentlich erklären zu müssen.

Von der k. k. Stadthauptmannschaft in Prag hatte ich inzwischen, d. dato 30. December 1849 Nr. 31,438, folgendes Sittenzeugniß erhalten:

Von der k. k. Stadthauptmannschaft wird dem Herrn Dr. Augustin Smetana zum Belege seines Einschreitens um

eine Universitäts-Professur das Zeugniß ertheilt, daß gegen denselben bis itzt weder in moralischer, noch in polizeilicher Beziehung etwas Nachtheiliges hieramts vorgekommen sei.

Dies Zeugniß wäre vielleicht für jeden österreichischen Staatsbürger genügend befunden worden, nur für mich war es nach dem hohen Ermessen meiner Vorgesetzten nicht zulänglich, und so hatte ich mich umzusehen, um auch der sonst noch geforderten Sittenzeugnisse theilhaftig zu werden. Merkwürdigerweise stand ich damals schon in Correspondenz mit meinem Ordensvorstand, der mich an einem schönen Morgen zu meiner größten Ueberraschung (es war am 30. Januar) kategorisch aufforderte, die Redaction der Union aufzugeben und ins Haus zurückzukehren. So sehr es den Anschein hat, daß dieser 30. Januar mit dem 7. Januar zusammenhängt, daß Ordensvorstand und Schulbehörde zusammen ein Netz spannen, um den Priester, der sich von seinem Ordensverband moralisch losgerissen, wieder ins Kloster zurückzutreiben, so will ich doch annehmen, daß der Ordensvorstand von der mir zugestellten Erledigung des philosophischen Lehrkörpers am 7. Januar 1858 nicht gewußt, vielmehr, wie man zu sagen pflegt, auf eigene Faust

gehandelt habe. Nun war es für mich keine leichte Aufgabe, das Sittenzeugniß, das ich von dem Ordensvorstand brauchte, zu erlangen. Er stand mir ja mit einer ganz wesentlichen Forderung gegenüber, auf die ich meiner Neigung zu Folge durchaus nicht eingehen konnte. Dafür sollte er meine Bitte um ein Sittenzeugniß erfüllen. In der That, das hätte er ohne Anstand gekonnt. Er that es nicht! Die Briefe, die er mir schrieb, sind zu charakteristisch, als daß ich sie dem Leser vorenthalten sollte. Eine Indiscretion begehe ich damit nicht, denn die Briefe sind so gehalten, als ob wir Beide es gewußt hätten, daß sie in die Oeffentlichkeit wandern würden. Ich will sie Wort für Wort wiedergeben und nur dann und wann eine Anmerkung zum besseren Verständniß hinzufügen. Der erste Brief, den ich am 30. Januar 1850 erhielt, lautete also:

Lieber Herr Bruder!

Seit Ihrer mit Vorwissen des verstorbenen Fürst-Erzbischofs geschehenen Wahl einer Privatwohnung, in welcher Sie den neustädter Collegien näher sein und zugleich die Leitung Ihrer beiden Brüder als Ihrer Wohnungsgenossen übernehmen könnten, haben Sie den Ordensverein, welchem Sie sich durch feierliche Gelübde aus eigener Selbstbestimmung

einverleibten, vollständig ignorirt, und bei keinem Anlasse, welcher sonst selbst entferntere Brüder zeitweilig in das Mutterhaus zu ziehen pflegt, sich als ein wirkliches Glied unserer Ordensfamilie benommen. Konnte diese völlige Verläugnung alles Ordensgeistes zu einer Zeit, in welcher Sie als Professor am neustädter Gymnasium lehrten, wenigstens erklärt, wenn auch nicht entschuldigt werden: so fällt jetzt jeder Beschönigungsgrund weg, seitdem Sie aus der Reihe der öffentlichen Lehrer ausgetreten und einer Ihrer Brüder, wie man mir erzählte, in das Militär eingetreten ist.

Mehr aber noch als Ihre bisher besprochene Isolirung veranlaßt mich Ihre Betheiligung an der Redaktion der „Union" ein ernstes Wort der Liebe an Sie zu richten. Wenn ich auch ganz von der politischen Farbe dieses Blattes absehe, deren Würdigung außer der Absicht dieser Zeilen liegt; so kann und darf es mir doch nicht gleichgültig sein, daß dieses Blatt nach dem Urtheile sehr kompetenter Männer in religiös-kirchlicher Tendenz eine solche Richtung verfolgt, welche eine indirekte Verläugnung des katholischen Lebens, wie es sich in der Kirche und in den geistlichen Orden ausspricht, und eine eben so offene Verläugnung der christlichen Wahrheit, wie sie nur von dem unfehlbaren Lehramte Christi in der ursprünglichen Reinheit und Vollständigkeit aufbewahrt wird, in sich schließt. Wenn ich auch annehmen will, daß Sie die wenigsten oder vielleicht gar keinen von jenen kirchenfeindlichen Artikeln selbst geschrieben haben, so ist es doch allgemein zugestanden, daß der Redakteur an der Schuld des Verfassers jedesmal Theil nimmt, weil es innerhalb des Wirkungskreises eines jeden Redakteurs liegt, mißliebigen Artikeln, welche seinem leitenden Grundgedanken geradezu entgegenstreben, die Aufnahme zu versagen. Während ich nun mit Wehmuth bekennen muß, daß Sie seit den letztverflossenen zwei Jahren zur Förderung des großen Gemeinzweckes, welchen unser Ordensinstitut sich vorgesetzt hat, nichts beigetragen, vielmehr ganz im Gegensatze zu der Auf-

gabe eines jeden Ordensmannes — nur negativ es bestätigt haben, daß der Eigenwille, des Menschen größter Feind, die Hoffart des Menschen tiefstes Gebrechen und der demuthvolle Gehorsam die schwerste Tugend sei: so haben es einzelne höher gestellte Männer, die ich als Repräsentanten der kirchlichen Autorität achte, mit dem Berufe eines katholischen Priesters durchaus unvereinbar erklärt, daß Sie sich mit der Redaktion der „Union" in jener Fassung, in welcher sie sich bisher über Religion und Kirche ausgesprochen, noch fernerhin betheiligen. So freudig ich es unterstütze, wenn gegenwärtig mehrere von unsern Brüdern sich an katholischen Blättern theils als Mitredaktoren theils als Verfasser von leitenden Artikeln betheiligen; eben so wenig würde ich es hindern, wenn ein Anderer das Feld der Philosophie bearbeiten wollte, sofern er nur nicht vorher sein christliches*) Gottesbewußtsein der Göttin Vernunft zum Opfer gebracht hat. Denn auch ich bekenne mich zu der Ansicht, welche in unsern Tagen einer der freisinnigsten Redner Frankreichs geltend gemacht: „die Religion und Philosophie „sind an einem Tage geboren, an dem Tage, als Gott die „Religion in das Herz des Menschen und die Philosophie in „seinen Geist gepflanzt hat. Sie sollen zusammenleben, unsterb„lich eine neben der andern, sich nicht trennen, in Zeiten der „Prüfung eher suchen einander sich zu nähern als einander „zu zerstören." Weil denn aber unsere Zeiten vorzugsweise Tage solcher Prüfung sind, wo die Treue für den Altar neben der Anhänglichkeit an den Thron sich erproben soll, und in der „Union" solcher Zerstörungsversuche nur allzuviele wiederkehren: so muß ich von Ihnen verlangen, daß Sie sich von diesem Blatte ganz und gar zurückziehen, und ich fordere Sie

*) Soll wohl heißen „christkatholisches" Gottesbewußtsein, denn mit einem „christlichen Gottesbewußtsein," wie es auch jeder Deutsch-Katholik hat, reicht ein Ordensmann nicht aus. Es ist aber so Sitte der katholischen Priester, den Ketzern gegenüber zunächst blos vom Christenthum zu reden, für das natürlich jeder Gebildete die größte Achtung hegt.

hiermit auf, daß Sie wieder in das Ordenhaus zurückkehren, und hier der Wissenschaft so sich weihen, daß Sie dabei den Priestersinn nicht entweihen. Da Sie an ein mehr isolirtes Leben in letzterer Zeit sich gewöhnt haben: so werde ich es nicht hindern, daß Sie sich Anfangs vom gemeinschaftlichen Tische entfernt halten und auf Ihr Zimmer, welches ich Ihnen am Pfarrgange anweisen werde, sich beschränken, wo für Ihre Bedürfnisse gesorgt werden soll, vorher aber wollen Sie sich gegen mich unumwunden erklären, daß Sie an der Professio fidei, wie Sie selbe am Tage Ihrer Ordensprofeß abgelegt haben, noch bis zur Stunde festhalten, und daran für Ihr ganzes Leben mit Gottes Hilfe auch festhalten wollen.

Es ist nicht weniger die Sorge um Ihr eigenes Heil als die Rücksicht für die Ehre unsers Ordens, die mich bei dieser an Sie gestellten Forderung leitet, und indem ich Ihnen die Hand biete; um aus den bodenlosen Irrgängen einer dornenvollen Politik sich zu winden, für welche Sie weder Beruf noch Befähigung haben,*) eröffnet sich Ihnen die Aussicht, daß Sie hier, im Mutterhause Ihres Ordens, wieder einen Standpunkt gewinnen, wo Sie zur Förderung der wahren Wissenschaft und zum Wohle Ihrer Mitmenschen in gewissenhafter Thätigkeit wirken können**) so lange es dem Herrn des Lebens gefällt.

---

*) Ich habe nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich für Politik weder Beruf noch Befähigung habe. Wenn ich mir aber so ein Armuthszeugniß ausstelle, so folgt daraus noch nicht, daß ein Anderer auch berechtigt ist, dasselbe zu thun. Thut er es dennoch, so ist er zum Mindesten unhöflich. Auf einen Ordensvorstand ist diese Kategorie allerdings nicht anwendbar, sofern er zu einem seiner Untergebenen spricht.

*) In gewissenhafter Thätigkeit, die Aussicht stellte mir der Ordensvorstand, kann ich im Mutterhause zur Förderung der wahren Wissenschaft wirken. In gewissenhafter Thätigkeit! d. h. so: Es hat Philosophen gegeben, die z. B. das Göttliche blos als ein jenseitiges anerkannten, andere, denen es blos ein diesseitiges war, und noch andere, denen die Gottheit sowohl außer- als innerhalb der Welt war. Mir, als einem Jünger der Philosophie, sollte es auch gestattet sein, über diese Dinge zu forschen, dabei

Mit der Versicherung meines unveränderten Wohlwollens und meiner innigen Theilnahme an Ihrem wahren Lebensglücke verbleibe ich

Ihr

ergebener Bruder

Prag, den 30. Jänner 1850. J. Beer.

Die Antwort auf den empfangenen Brief brachte ich dem Ordensvorstand mündlich. Wie sie gelautet ist aus dem zweiten Briefe ersichtlich, den mir der Ordensvorstand einige Tage nach dem Empfang des Ersten zustellen ließ. Hier steht er:

Lieber Herr Bruder!

Habe ich aus Ihrer mündlichen Erwiederung meines Schreibens vom 30. v. M. mit Beruhigung vernommen, daß Sie die unmittelbare Theilnahme an jeder kirchen- und religionsfeindlichen Demonstration, welche Ihnen als Redakteur der Union zum Vorwurfe gemacht wird, entschieden von sich ablehnen: so bleibt es für mich und gewiß auch für jeden meiner Ordensbrüder höchst betrübend, das Sie sich zur Rückkehr in das Mutterhaus des Ordens darum nicht entschließen können, weil Sie es sich selbst zum schweren Vorwurfe machen müßten, irgend eine Wohlthat von einem Ordensvereine anzunehmen, dessen religiöses Glaubensbekenntniß nicht mehr das Ihrige ist. Ich bin weit entfernt den charaktervollen Zug zu verkennen,

---

darf ich aber mein christlich katholisches Glaubensbewußtsein nicht aufgeben d. h. ich muß an einen dreieinigen Gott glauben, an Heilige im Himmel und Teufel in der Hölle und arme Seelen im Fegefeuer 2c. Ich muß bekennen, die Philosophie, die sich mit solchen widersinnigen Dingen verträgt, ist nicht werth, dem gesunden Menschenverstand, der |z. B. längst an den Teufel mehr glaubt, die Schuhriemen aufzulösen.

welcher in dieser gegen mich gemachten Aeußerung liegt; muß ich Sie aber wegen dieser Ihrer Resignation achten, so kann ich Sie doch um des Grundes willen, aus dem sie entspringt, nur bemitleiden. Denn ich erkenne in Ihnen einen verirrten Bruder, der das Grubenlicht der Tagesphilosophie, dem ewig unvergänglichen Sonnenlichte des Evangeliums vorzieht, welches auch dann noch in seiner vollsten Wahrheit fortbestehen wird, wenn Himmel und Erde vergehen, der unserer heiligen katholischen Kirche zwar eine bedeutungsvolle Vergangenheit, aber keine einflußreiche Zukunft zugesteht, obgleich nach der Verheißung ihres göttlichen Stifters die Pforten der Hölle gegen ihre siegreiche Macht nichts vermögen; der es mit seiner Würde eines freiern Vernunftwesens unvereinbar findet, vor der Autorität der unter Gottes Schutze stehenden irrthumslosen Kirche sich zu beugen, und doch von dem Uebergewichte eines gefeierten Namens sich so imponiren läßt, daß er heute auf die Lehre Herbarts, morgen auf die Behauptungen Hegels schwört, und übermorgen vielleicht mit Feuerbach die aus der Welt hinweg dekretirte Gottheit nur noch im eigenen Ich wiederfindet und anbetet*). Wohl weiß ich, daß Sie mit Ihrem von mir nur theilweise erschlossenen Glaubensbekenntnisse leider nicht allein dastehen und daß Ihr Wahn, als ob Sie im Besitze der allein seligmachenden Wahrheit wären, aus dem vielen Weihrauche, den Ihnen einige jüngere Mitglieder der in Prag etablirten wechselseitigen Lobassekuranz zu wiederhohlten

*) Hier hat sich der Ordensvorstand erlaubt, mir einen ganz unberechtigten Vorwurf zu machen. Nie habe ich mich gegen Jemanden geäußert, daß ich heute auf die Lehren Herbart's, morgen auf die Behauptungen Hegel's schwörte. Aber die Bedeutung beider Männer zu erforschen, war allerdings meine angelegentlichste Sorge. Wenn endlich der Ordensvorstand von der Anbetung eigenen Ich's spricht, so ist dies wohl nur so eine Tirade, denn Niemanden von jenen Männern, die das Göttliche in seiner höchsten Entwickelung im menschlichen Ich erkannten, ist es wohl je eingefallen, diese Manifestation des Göttlichen anzubeten. Wäre die Selbstanbetung nicht ein greller Widerspruch, so wäre sie wenigstens eine sehr überflüssige Mühe, dergleichen sich vernünftige Leute nicht unterziehen.)

Malen streuten, eine reichliche Nahrung gesogen habe; auch ist es mir nicht fremd und ich beklage es tief, daß den lichtfreundlichen Theologen unserer Zeit, die sich von Christus und seiner Kirche abgewendet, auch Männer von reiferen Jahren sich angeschlossen, die einen sonst wohlklingenden Namen führen und im Rufe äußerer Ehrbarkeit stehen. Aber obgleich ich diesen Männern gegenüber aus der Vorzeit wie der Gegenwart eine unabsehbare Reihe solcher Namen anführen könnte, deren Träger am kirchlichen wie literärischen Himmel als Sterne erster Größe glänzen und voll des edelsten Eifers den Glauben mit der Wissenschaft zu versöhnen starben; obgleich ich Sie aufmerksam machen könnte auf jene unter unsern ausgezeichneten Zeitgenossen, die als Schöpfer der Krystallographie, als Erfinder des Stethoskops, als ruhmgekrönte Schriftsteller über dynamische Elektricität ihren Namen für immer die Unsterblichkeit sicherten und in denen Sie doch den ganzen Adel und die ganze Hochherzigkeit des christlichen Glaubens wieder finden: so will ich doch lieber von allen Autoritäten der Freunde und Gegner der christlichen Wissenschaft ganz absehen, und mich damit begnügen, Sie unter Hindeutung auf die ausgezeichnetsten und edelsten unter den christlichen Gelehrten nur daran erinnert zu haben, daß echte Glaubenstreue mit wissenschaftlicher Forschung sich sehr wohl vereinigen lassen, und daß Sie für ihren Beruf als Gelehrten nichts zu fürchten haben, wenn Sie nach einer gewissenhaften unbefangenen Prüfung des katholischen Glaubensystems endlich genöthigt werden sollten mit dem großen Weltapostel einzugestehen: „Ich schäme mich dessen nicht, denn ich weiß an wen ich glaube und bin gewiß, daß er mächtig genug ist, das mir anvertraute wohl zu bewahren bis auf jenen Tag.“

Wollen Sie der Wahrheit Zeugniß geben, so müssen Sie eingestehen, daß Sie eine solche gründliche unpartheiische Prüfung des christlichen Lehrbegriffs und der katholischen Kirchenverfassung weder während Ihrer theologischen Studienbahn, noch

in den spätern Jahren allen Ernstes vorgenommen, daß Sie die Philosophie der Offenbarung nicht gehörig gewürdigt haben. Sonst würden Sie mit unvergänglicher Treue festhalten an der Ueberzeugung, wie sie sich in dem hochpriesterlichen Gebete des Herrn ausgesprochen: „Das ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich den einzig wahren Gott und den, welchen du gesandt hast, Jesum Christum.“ Weil Sie denn aber ohne Prüfung weder die Tiefe noch die Uebereinstimmung des katholischen Lehrbegriffes mit der höchsten Lebensaufgabe des Menschen erkennen, und ohne diese Erkenntniß die beseligende Wahrheit fortan in den Schulen der Zeitphilosophen suchen werden, ohne sie je wirklich zu finden: so fordere ich Sie wiederholt auf, in das Ordenshaus zurückzukehren, um dieser dringendsten Pflicht eines tiefer gehenden Religionstudiums hier zu entsprechen, und ich gehe deshalb ausdrücklich von der an Sie gestellten Forderung in meinem letzten Schreiben ab, jetzt schon sich unumwunden dahin aussprechen, daß Sie an der Professio fidei des Trienter Kirchenrathes unverrückt festhalten wollen. Kommen Sie nur erst zu uns, widmen Sie sich hier mit ungetheilter Kraft der Erforschung der christlichen Wahrheit, prüfen Sie, wie es dem echten Wahrheitsfreunde ziemt, ohne vorgefaßte Meinungen, scheiden Sie strenge das unwandelbare Wesen des Christenthums von den außerwesentlichen menschlichen Modifikationen desselben, die, wie sie in der Zeit entstanden sind, auch wieder von der Zeit umgestaltet werden können, überzeugen sie sich an der Hand eines Sailer, Möhler, Veit und anderer erleuchteter Führer, daß man ein warmer Verehrer Jesu sein kann, ohne ein einziges metaphysisches Gesetz des menschlichen Geistes verletzen zu dürfen: und Sie werden dann von selbst in der erwähnten Professio fidei die Fülle der tiefsten beseligendsten Wahrheiten anerkennen und dem heiligen Apostelfürsten auch die Worte nachsprechen: „Et non est in alio aliquo salus. Nec enim aliud nomen est sub coelo datum hominibus, in quo oporteat nos salvos fieri.“

Halten Sie sich wegen Ihrer gegenwärtigen Ansicht über Religion, Kirche und geistliche Orden nicht mehr für berechtigt von unseren Ordensvereine Ihren Lebensunterhalt anzusprechen: so fühlen doch wir uns durch noch höhere Motive verpflichtet Sie wieder aufzunehmen so wie Sie sind, und für Ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse Sorge zu tragen, bis ein Jeder von uns in das freudige Wort der Schrift wird einstimmen können: „Dieser dein Bruder war todt, und er lebt; verloren war er, und hat sich wieder gefunden."

Ich erwarte von Ihnen mit Zuversicht, daß Sie mir längstens binnen acht Tagen Ihren Entschluß schriftlich eröffnen und ohne allen Rückhalt sich über Ihren künftigen Lebensplan aussprechen, zu dessen Realisirung, wenn sie mit dem Geiste und der Aufgabe unseres Ordensvereines harmonirt, gerne und freudig in Wort und That mitwirken wird

Ihr

ergebener Bruder

Prag, den 6. Februar 1860. J. Beer.

Auf das hin schickte ich zu Ende der mir gestellten Frist an den Ordensvorstand ein Schreiben, darin die Erklärung vorkam, daß ich zufolge meiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffes weder ein Mitglied des ritterlichen Kreuzherrenordens mit dem rothen Stern, noch auch ein Priester der römisch-katholischen Kirche mehr bleiben könne. — Darauf erhielt ich endlich einen dritten und letzten Brief von meinem Ordensvorstand, dessen Inhalt folgender ist:

Lieber Herr Bruder!

Was ich von Ihnen nach unserer letzten Unterredung als einen möglichen Schritt, für Zeit und Ewigkeit entscheidend, befürchtete, das hat Ihr Schreiben vom 16. d. M. für mich zur schrecklichen Gewißheit erhoben. Sie erklären darin, daß Sie zufolge Ihrer Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffes weder ein Mitglied unseres Ordens, noch auch ein Priester der römisch-katholischen Kirche mehr bleiben können. Das Schreckliche, was für mich in dieser Ihrer Erklärung liegt, wird nur noch durch den Gedanken gemildert, daß Sie sich noch nicht entschieden und förmlich von der Kirche wie vom Orden losgesagt haben, daß Sie nur nach Ihrer gegenwärtigen Ueberzeugung in der katholischen Kirche nicht mehr bleiben können, was denn doch die Möglichkeit nicht ausschließt, daß Sie bei veränderter Ueberzeugung eine würdigere Stellung zur Kirche wie zum Orden, dem Sie seit fünfzehn Jahren angehörten, wieder einnehmen können.

Wir leben in einer Zeit des Kampfes zwischen zwei Prinzipien, von welchen das eine offenbar auf den Ruin aller Grundlagen des Christenthums lossteuert, während das andere sich diesem furchtbaren Beginnen entgegensetzt. Sie bekennen sich zu dem ersten Prinzipe, und ahnen es nicht, was die Geschichte des Tages so laut verkündet, daß mit jenen Grundlagen des Christenthums auch der Bestand der menschlichen Gesellschaft selbst gefährdet und untergraben wird.

Legen Sie die Hand auf das Herz und gestehen Sie es ein, daß Ihre Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffes keineswegs die Frucht einer unparteiischen gründlichen Prüfung desselben, nicht das Resultat anstrengender dogmatischer, kirchenhistorischer und liturgischer Studien, sondern mehr die Folge von der Lektüre solcher antichristlichen Werke ist, in welchen der reine Lehrbegriff der Kirche bald absichtlich bald aus Unwissenheit entstellt oder verdreht, die einzelnen Wahrheiten aus ihrem innern nothwendigem Zu-

sammenhange gerissen, subjektive Meinungen einzelner christlicher Gelehrten mit den objektiven Aussprüchen der irrthumslosen Kirche verwechselt und mit den anerkannten Gesetzen des menschlichen Verstandes in offenbaren Widerspruch gesetzt werden. Hätten Sie aber mit dem redlichen Willen des Forschens und mit einem vertrauensvollen Gebete nach höhrer Erleuchtung immer auch den Erfahrungsbeweis für die Göttlichkeit des Christenthums verbunden, welcher in der veredelnden und beseligenden Kraft desselben liegt, wie sie sich im Leben der wahren Verehrer Jesu kund giebt: so würden Sie eher an dem Lichte der Sonne als an der Wahrheit des katholischen Lehrbegriffes zweifeln. Noch habe ich keinen redlichen Katholiken in der Reihe der wahrhaft Gebildeten kennen gelernt, der es sterbend bereut hätte, ein Christ gewesen zu sein, aber gewiß haben es schon Millionen unter Thränen und Seufzern in der Todesstunde beklagt, treulos den verlassen zu haben, der mit seinem Tode die Wahrheit seines Wortes besiegelte: „Wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern Gottes Ungnade bleibt auf ihm." (Joh. 3, 36). Und können Sie mit Ihrer gegenwärtigen religiösen Ueberzeugung der Todesstunde ruhig entgegen sehen? Vielleicht, weil Sie im wahren Lichte zu wandeln glauben; aber ich fürchte, daß sich, wenn nicht früher, so doch in der Stunde Ihres Scheidens dieses täuschende Licht für Sie in zuckende Blitze verwandeln werde, um Ihnen den offenen Abgrund zu erhellen, dem Sie in Ihrem Wahne entgegen eilten. Doch nein, so weit soll es mit Ihnen nicht kommen; Sie sollen und können das Gefährliche Ihres Irrthums jetzt schon erkennen und zurückkehren zur wahren Kirche, mit der Sie im Innern bereits gebrochen haben.

Wollen Sie mir wenigstens Einen Beweis geben, daß Sie die Mühe des redlichen Forschers im Gebiete der christlichen Wahrheit nicht scheuen, so lesen Sie das mitfolgende philosophische Taschenbuch von Günther und Veit, ein Seiten-

stück zu Ruge's Akademie und theilen Sie mir nach Prüfung desselben auf einigen Blättern Ihr Urtheil mit, welches Sie sich darüber gebildet haben. Bis zu jenem Zeitpunkte will ich Ihren letzten Brief als ungeschrieben betrachten, und der angenehmen Hoffnung Raum geben, daß Sie meinem wiederhohlten Rufe, in das verläugnete Mutterhaus Ihres Ordens zurückzukehren, endlich dennoch folgen und hier sich eine Ihrer würdige Zukunft und einen solchen Frieden bereiten werden, den die Welt mit ihrer Lust nimmermehr zu geben vermag.

Mit unverändertem Wohlwollen verbleibe ich

Ihr

ergebener Bruder

Prag, den 23. Februar 1850. J. Beer.

Dieser Brief war vom 23. Februar und versprach mir zum Schlusse, es werde der Ordensvorstand bis zu dem Zeitpunkte, wo ich auf einigen Blättern mein Urtheil über das philosophische Taschenbuch von Günther und Veit niedergeschrieben haben würde, meine Schlußerklärung vom 16. als ungeschrieben betrachten.

Am 26. Februar wurde diese meine schriftliche Erklärung in einem Ordenskapitel öffentlich vorgelesen. Dies bewog mich vom Ordenshause von nun an gänzlich zurückzubleiben und einen ganz entschiedenen Brief an den Ordensvorstand zu richten. Ich hoffe das Concept, das ich hier abdrucken lasse, wird von dem Brief, den der Ordens-

vorstand im Händen hat, in nichts Wesentlichem differiren.

Hochwürdigster Herr General=Großmeister!

Und können Sie mit ihrer gegenwärtigen religiösen Ueberzeugung der Todesstunde ruhig entgegensehen? Diese ernsten Worte, die Sie, H. H. in Ihrer letzten Zuschrift an mich gerichtet haben, bestimmen mich dießmal etwas ausführlicher zu antworten. — Ich habe es natürlicher gefunden, wenn Sie H. H. durch ihre beiden ersten Zuschriften sich die Mühe genommen, das zweideutige Verhältniß, in das ich zum Orden, seit ich Ihr Haus verlassen, getreten, zur endlichen Entscheidung zu bringen. Ich säumte daher auch nicht, in der Voraussetzung, daß es Ihnen H. H. aus Rücksicht Ihrer Vorsteherpflichten blos um eine schriftliche letzte Erklärung von mir zu thun sei, eine solche in der mir bestimmten Frist einzubringen. Jene obigen ernsten Worte der dritten Zuschrift erst machten mich darauf aufmerksam, daß Sie hochw. H. nicht blos im Ordensinteresse, sondern auch sonst um mein jenseitiges Schicksal bekümmert, mich zur Rückkehr in die Arme der katholischen Kirche einladen. — In der That! wenn ein Gedanke im Stande ist, den Menschen, der durch irgend ein Verhalten oder Thun seinem Verderben entgegeneilt, aufzuschrecken, und in seinem verhängnißvollen Laufe aufzuhalten, so ist es die selbst verhängnißvolle Erinnerung an seine kommende Sterbestunde. Mich aber H. H. schreckt der Gedanke an den Tod so wenig auf, daß er mich in meinem Vorhaben, den dornenvollen Weg, den ich gegenwärtig gehe, ruhig weiter zu schreiten, vielmehr bestärkt. Ist doch eben dieser Gedanke, seit ich die Lehren der Philosophie kennen gelernt habe, die Weihe meiner Seele, meine volle Zuversicht, mein Cultus, und das letzte entscheidende Mo=

tiv in allen wichtigeren Angelegenheiten meines Lebens. Doch erlauben Sie, daß ich hiemit etwas weiter aus-hole. —

Als ich etwa vor achtzehn Jahren in Ihr Ordenshaus aufgenommen wurde, wie so ganz anders war mein damaliger Gedankenkreis und meine damalige Gefühlsweise, und wie so ganz anders sind beide jetzt, da ich moralisch gezwungen bin, aus Ihrem anerkannt ausgezeichneten Orden auszutreten. Damals glaubte ich, was ich bald darauf beschworen und zweifelte gar nicht, daß man einen Eid auf seinen Glauben und seine Ueberzeugung für sein ganzes Leben ablegen dürfe. Leider war die Schulbildung unter der vorigen Regierung so mangelhaft, daß auch ich, wie so manche Andere, am Ende derselben ein vollständiges Urtheil zu fällen nicht im Stande war, und gesagt hat es mir auch Niemand, daß ein Eid ungiltig sein könnte, wenn seine moralische Erfüllung nicht in unserer Macht liegt. Oder hängt der Glaube eines Menschen von seinem Wollen ab? Gewiß nicht! Mehrere Jahre lebte ich in Ihrem Ordenshause in jenem ursprünglich kindlichen Glauben in Ruhe und Zufriedenheit, als nach und nach ein eifriges und unparteiisches Studium der Philosophie Zweifel mannigfacher Art und mit diesen einen Kampf in meinem Innern erregte, der später eben so sehr meinen Glauben als auch meine Ruhe und Zufriedenheit untergrub. Die unverkennbare Stimme meines Gewissens forderte streng an der nach und nach sich neu gestaltenden, dem katholischen Glauben feindlichen Ueberzeugung, fest zu halten. Dagegen erhob sich in meinem Inneren eine andere Stimme, die oft also sprach: „Ist nicht eine jede Auffassungsweise der Welt zuletzt bei einem jeden Denker eine irrige? Wo gibt es eine ausgemachte Wahrheit unter den Philosophen? Kannst du denn nicht als Katholik ein ehrlicher Mensch sein, da es bis jetzt so viele, wohl Millionen gewesen? Denke an die heilige Schaar katholischer Märtyrer, darunter so viele gelehrte Männer, die für die Wahrheit der

katholischen Lehre so oft mühselig gelebt, aber immer mit Freude gestorben. Ist es endlich nicht ein Zufall, in welchem Glauben du erzogen worden? Und warum wolltest du in diesem nicht leben oder sterben? Wolle nur glauben und du wirst es auch können." — Doch gegen das Gewissen, das da unerbittlich verlangt, der Mensch solle keinen Glauben heucheln, wo er keinen habe, vermochte diese andere Stimme mit ihren seitwärtsliegenden Gründen nichts. Da versuchte sie es mit dem Eigennutz, auf daß dieser die Ueberzeugung bethöre. Sie versprach mir volle Ruhe und Zufriedenheit für etwas Selbsttäuschung wiederzubringen, sie bot mir ein behäbiges sorgenloses Leben zum Preis an für eine kleine Selbstüberwindung, die nach einer kurzen Zeit gar nicht mehr nöthig werden würde; sie drohte mir im Gegentheil mit dem fürchterlichen Bewußtsein eines „ungläubigen Priesters", öffnete vor meinem Blicke den Abgrund eines für die ganze Lebensdauer zerrütteten und qualvollen Gemüths. — Vergebens! — Das Studium der Philosophie hat in meiner Seele eine Standhaftigkeit geboren, deren Tragweite viel weiter reicht, als die der Schreckbilder auch der düstersten Zukunft. Hat mich doch diese Wissenschaft mit einer solchen Zuversicht auf das künftige Leben erfüllt, daß ich das Dießseitige nur wie ein schnelles bald vorübergehendes Schattenbild schaue. Und wenn dieses Schattenleben dahingeschwunden, und jenes bessere und wahre Leben hereingebrochen sein wird, (es wird für alle bald geschehen), dann wird auch das Innerste des Menschen zum Aeußersten gekehrt, dann werden jene am tiefsten gelegenen und so häufig unbemerkt aber entscheidend wirkenden Motive der menschlichen Natur, der Eigennutz und die Sinnlichkeit, die für diese oder jene Ueberzeugung hier den Ausschlag geben, bloßgelegt, dann wird jede Selbsttäuschung, wenn sie auch nicht aus dem ausdrücklichen und sich bewußten Wollen des Menschen, sondern aus seiner moralischen Stimmung und dem Inbegriff seiner praktischen Grundsätze überhaupt, mit einem

Worte, aus seinem Charakter hervorgegangen, auf ihren wahren Werth reduzirt werden.

Mit Hilfe dieser Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur, die so leicht zu halb bewußtlosen Vorspiegelungen, als sei man da überzeugt, wo man es im Grunde nicht ist, geneigt macht, und mit Hilfe jener Zuversicht auf das nahe bessere Leben habe ich überwunden. Alle Lockungen und Drohungen der ungerechten Stimme meines Innern blieben fruchtlos. Ich ergab mich in mein trauriges Schicksal, und verzichtete mit Resignation auf die Zufriedenheit und das Glück dieses irdischen Lebens, um der Wahrheit (freilich nach meiner nur subjektiven Ansicht) Zeugniß zu geben. — Als nun im Jahre 1848 die Constitution die Religionsfreiheit gewährleistet, that ich, was ein jeder Mann von Ehre und in meiner Lage und mit meinen Ansichten gethan haben würde. Ich genügte in der Ihnen, H. bekannten Weise der Forderung meines Gewissens. Seit der Zeit schlägt mein Herz ruhig, denn mein Gewissen spricht nicht mehr im Tone des Vorwurfes zu mir. Die Philosophie, deren Studium mich unglücklich machte, so lange ich noch Priester war, und von dem ich doch nicht lassen konnte, ist mir jetzt eine unerschöpfliche Quelle der ergiebigsten Beruhigung für alle Wechselfälle eines mühevollen schwergedrückten Lebens.

Nur in sofern meine bitteren Erfahrungen mit einen Beleg dafür bilden, wie verkehrt es noch immer in der Welt zugehe, wie schwer, ja fast unmöglich es einem redlichen wahrheitsliebenden Menschen oft wird, in der Welt durchzukommen, kann ich mich einer tiefen Bekümmerniß nicht enthalten. Wenn man meinem Schritte unlautere oder unrichtige Motive unterlegt, oder wenn Wohlwollende im besten Falle in meiner Pflichterfüllung Schwärmerei erblicken, so kann ich dies meinetwegen wohl belächeln; aus Rücksicht auf die Anderen aber, aus Rücksicht auf das Ganze überhaupt nur sehr bedauern. Daß auch Sie, hochwürdigster Herr, mich einseitig beurtheilen, dafür habe

ich an Ihren übrigens gütigen Zusendungen leider nur zu deutlich sprechende Beweise. Ich will es hinnehmen, wenn Sie mir im ersten Schreiben Eigenwillen und Hoffart vorwerfen, ich fühle mich auch von dem Vorwurf des zweiten Briefes, daß ich heute auf die Lehren Herbarts, morgen auf die Behauptung Hegels schwöre, eben nicht schwer belastet, denn Nie und Nirgends habe ich mich für einen Anhänger Herbarts oder Hegels oder eines anderen Philosophen erklärt, aus dem einfachen Grunde, weil ich keine Philosophie für unfehlbar halte, und überhaupt ein abgesagter Feind jener Prätension bin, die da alleinseligmachende Wahrheiten allein zu besitzen vorgibt. Ich will endlich nicht in Abrede stellen, daß der eine oder der andere meiner Freunde mich bei irgend einer Gelegenheit in den öffentlichen Blättern viel mehr gelobt hat, als ich es verdiene. Was mir aber H. H. nicht gleichgiltig sein kann, ist in Ihrem Schreiben die Aufforderung, ich solle mich überzeugen, daß man ein warmer Verehrer Jesu sein könne, ohne ein einziges metaphysisches Gesetz des menschlichen Geistes verletzen zu dürfen. Der Vorwurf, der in diesem Satze liegt, hat mir weh gethan, weil er von Ihnen ausgeht und ungerecht ist, und zwar so sehr ungerecht, daß ich es vielmehr für einen Vorwurf halten würde, wenn man mich blos für einen warmen Verehrer Jesu erklären wollte. Tausende unserer Vorfahren machen auf warme Verehrung ihrer Nachkommen mit Recht und mit Erfolg Anspruch; was mich anbelangt, ich zähle Christum nicht unter diese Tausende, denn tief in Demuth beuge ich mich vor ihm, dem großen Lehrer, dem liebevollsten Menschenfreund, dem geduldigsten Märtyrer der Wahrheit. Oder haben wir Menschen ein erhabeneres Vorbild für unser Thun und Lassen in diesem Leben? — O könnte Er, der Heilige, in meiner Angelegenheit entscheiden! Wie gerne würde ich mich seinem Urtheile fügen! Doch ja, er hat schon entschieden. Seine eindringlichen Worte: „Was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an

seiner Seele aber Schaden leidet", diese eindringlichen Worte, die sich tief in mein Herz gegraben haben, bestimmen mich bei meiner bereits gegebenen Erklärung zu verharren. Und ob auch meine Aussichten in die Zukunft sehr traurig sind, und ich sie durch einen einfachen Schritt, die Rückkehr in das Ordenshaus, in die besten, sichersten und beruhigendsten verwandeln könnte: — ich mag um keinen Preis dieser Welt an meiner Seele Schaden leiden. —

Ich will Ihnen zugeben, daß ich mit all' dem bisher Gesagten der Hauptsache, um die es sich zwischen uns beiden — wenn ich so sagen darf — handelt, noch keine Erwähnung gethan. Ich beeile mich dies nachzuholen. Sie zählen mich in Ihrer letzten Zuschrift zu jener Partei, „deren Prinzip es ist, auf den Ruin aller Grundlagen des Christenthums loszusteuern." Daß ich zu dieser Partei gehöre, das ist schon deshalb nicht wahr, weil ich in diesem Falle gegen meine feste Ueberzeugung handeln müßte. Diese geht nämlich dahin, daß das Christenthum (dazu gehören wohl alle christlichen Confessionen), wenn es auch für die Wissenschaft bereits abgestorben, dennoch viele Jahrhunderte hindurch ein nothwendiges und wohlthätiges Vehikel der Volkserziehung bleiben werde. Die Völker bedürfen noch lange einer Religion, und eine schönere und erhabenere als die christliche, gibt es nicht, kann es nicht geben und zwar nach meiner unmaßgeblichen Ansicht aus metaphysischen Gründen. Diese metaphysischen Gründe fixiren die historische Bedeutung des Christenthums überhaupt. Ich erlaube mir hier ein Beispiel anzuführen. Sie schreiben mir in Ihrer letzten Zuschrift unter Anderen auch noch also: „Legen Sie die Hand ans Herz und gestehen Sie es ein, daß Ihre Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffes keineswegs die Frucht einer unpartheiischen gründlichen Prüfung desselben, nicht das Resultat anstrengender dogmatisch-kirchenhistorischer und liturgischer Studien, sondern mehr die Folge von der Lektüre solcher antichristlichen Werke ist, in

welchen" u. s. w. Daß ich keine anstrengenden dogmatisch-kirchenhistorische und liturgische Studien gemacht, ist wahr, ich bekenne es; wollte ich aber unparteiisch zu Werke gehen (und das muß jeder, dem es um die Wahrheit Ernst ist), so könnte ich diese Studien auch nicht machen. Noch immer weiß und kenne ich vom katholischen Lehrbegriffe viel mehr, als vom protestantischen; vom Christenthume überhaupt mehr als vom Mosaismus, Muhamedanismus, vom persischen oder egyptischen Glaubensbegriffe, von den Lehren des Confucius oder den Budhisten. Ich will nicht von meiner katholischen Erziehung, auch nicht von meinen theologischen Schulstudien sprechen, ich habe aber doch so manches der besseren Werke katholischer Schriftsteller z. B. eines Bolzano, Hermes, Görres ꝛc. gelesen, um mir mittelst ihrer eine Brücke zum katholischen Glauben zu bahnen, ich fand aber selbst in diesen gelehrten und geistreichen Büchern keine Möglichkeit einer Uebereinstimmung meiner Ansichten mit dem Katholicismus. Waren das nun auch nicht anstrengende Studien, so belehrten sie mich doch über den katholischen Lehrbegriff viel mehr, als ich irgend wo über einen anderen Religionsbegriff zu erfahren im Stande war. Soll aber der unparteische Forscher (d. h. derjenige der nicht in Vorhinein von der Wahrheit einer Religion überzeugt zu sein glaubt, oder für alle Eventualitäten seiner geistigen Entwickelung überzeugt sein will) allen Religionssystemen nicht gleich viel Aufmerksamkeit zuwenden? Gewiß. Ja kann dies aber Jemand, der in einer bestimmten Religion auch nur erzogen worden? Kaum. Der Philosoph bedarf dessen auch nicht. In der Philosophie handelt sich's um den Begriff der Religion überhaupt, was von dieser gilt, gilt von einer jeden insbesondere. Das Verhältniß der Religion zur Philosophie hat diese, nicht jene festzuhalten, und es gibt eine Philosophie der Religion, keine Religion der Philosophie aber. Die Religion beruht nun überhaupt auf dem Glauben. Der Glaube ist aber ein bloßer Stellvertreter des Wissens für die Zeit, als

dieses sich noch nicht vollendet hat. Die verschiedenen Prinzipien des Wissens selbst werden durch verschiedene Religionssysteme vertreten. Von Unfehlbarkeit eines bestimmten, somit besonderen Religionsbegriffes kann keine Rede sein, ob das Wissen zu irgend einer Zeit vollendet ist oder nicht. Berechtigt ist der katholische Lehrbegriff, dafür spricht schon seine historische Existenz, aber eben so auch z. B. der Budhaismus. Wahr ist keiner von beiden, wenn dies auch jeder von sich behauptet. Ein Moment, eine Seite der Wahrheit enthält ein jeder, aber ein Moment der Wahrheit für sich ist nicht die Wahrheit selbst, eine Seite der Wahrheit für sich ist eine bloße Einseitigkeit. — Z. B. daß der Katholicismus einen absoluten Unterschied zwischen gut und bös statuiren, oder einen Unterschied ohne Ende, weiß ich; eben so, daß die meisten Religionen, die in Asien geherrscht haben und zum großen Theile noch herrschen, diesen Unterschied bloß für eine vergängliche Erscheinung gehalten wissen wollen. Der Gegensatz ist vollkommen. Beide Lehrbegriffe stehen unvermittelt da. Dem Unparteiischen muß die Lehre, die dem einen Religionsbegriffe Wahrheit ist, eben so sehr am Herzen liegen, wie die Wahrheit des Anderen. Die objektive Wahrheit kann nur in ihrer Vermittlung liegen. Wird diese Vermittlung jemals durch irgend eine Religion zu Stande kommen? Nein. Die Religionen sind einseitige fertige in sich abgeschlossene Gestalten. In ihnen wohnt nicht das Prinzip der Fortbildung, die in der Philosophie unausgesetzt zur Auflösung der höchsten Probleme treibt. Auch sind die Gegensätze der verschiedenen Religionen schon längst in der Philosophie zu Problemen geworden, wo sie natürlich einen conciseren Ausdruck erhielten. Was den Gegensatz in der religiösen Auffassung des Unterschiedes zwischen gut und bös betrifft, so findet sich in der neuesten Zeit z. B. in Kant das christliche, in Schelling das alte heidnische Moment wieder. Nun ist zwar auch die Vermittlung dieser beiden Systeme noch nicht gelungen, folgt aber daraus, daß man sich in diesem

Falle der einen oder andern Ansicht in die Arme werfen darf? Nein. Die Frage bleibt offen in so lange, bis es dem menschlichen Geiste gelungen, ihre Antwort zu finden. Und wenn dies dem menschlichen Geiste nicht gelingt? Nun, dann gibt es für ihn überhaupt keine Wahrheit, dann bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als dem Beispiele Lessing's zu folgen. „Wenn Gott sagte einst dieser unparteiische Gegner in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze: auch immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele mit Demuth in seine Linke und spräche: „Vater gib! die reine Wahrheit ist ja nur für dich allein." —

Wie aber, wenn es gerade die Bestimmung des menschlichen Geistes ist, die Wahrheit selbst zu suchen und zu finden? —

Darum ist es eine heilige Pflicht eines jeden Denkers nach Wahrheit zu forschen; d. h. die verschiedenen religiösen Begriffe und phisolophischen Systeme, die nichts anderes denn ihre Momente sein können, ihrer Vermittlung entgegen zu führen. Vermittlung, Versöhnung, Einigung thut überall, sowol auf dem praktischen als auch theoretischen Gebiete der Wissenschaft Noth. Vermittlung und Versöhnung heischen die Fragen: Ist Gott ein außerweltlicher θεος oder ein πανθεος? Ist der Mensch in seinen Handlungen frei oder determinirt? Ist seine Unsterblichkeit eine individuelle oder eine allgemeine? Ist der menschliche Geist eine Substanz oder eine bloße Thätigkeit? u. s. w. Alle diese Gegensätze verlangen nach Vermittlung und Versöhnung. Der katholische Glaube steht überall auf der einen Seite dieser Dilemen. Kann ich unter diesen Umständen katholisch werden? Eben so wenig als z. B. zoroastrisch oder brahmaisch. Wenn ich auch von den betreffenden Religionen nur sehr oberflächliche Studien gemacht, ich brauche ja nur von ihrem Hauptinhalte, von ihren Gegensätzen unter einander zu wissen; weiß ich dazu noch daß alle Entwicklung in der Natur und Geschichte nur durch Vermittlung der Gegen-

säße nur durch das Abstreifen jeder Einseitigkeit geschieht: so bin ich berechtigt zu behaupten, daß das Leben in der Geschichte, das nur in der Entwicklung besteht, auch nur durch ein unausgesetztes Forschen, keineswegs aber durch den eingebildeten Besitz einer bequem fertigen Wahrheit, sollte auch diese von einem heiligen Nimbus umgeben sein, gefördert werden kann. Und wird das Forschen des menschlichen Geistes einst hier oder dort belohnt werden, dann wird er eine Wahrheit schauen, die (das lispelt eine göttlicher Ahnung ein jeder nicht unwürdigen Forscher zu) keine alleinseligmachende, sondern eine Allbeseligende sein muß. Alle Menschen muß sie beseligen, denn sie muß für alle, sie muß human sein. Jeder Menschengedanke wird ihr zufliegen, und Niemand wird ihr widerstreben können, Niemand, denn sie wird ja die Menschennatur aus derem ursprünglichen Mangel der Trieb nach jeglicher Forschung hervorgeht, sättigen. Darum ist die katholische Lehre nicht die Wahrheit, wenn sie sich auch dafür ausgibt, weil sie nicht mit dieser Macht der Wahrheit ausgerüstet ist, weil sie allein seligmachend sein will, während dieses Wort „alleinseligmachend" selbst einen das Herz nicht minder als den Verstand verletzenden Widerspruch involvirt.

Nach Empfang dieser ausführlichen Antwort werden sie gewiß keinen Anstand mehr nehmen, von meiner Erklärung vom 16. Februar den angezeigten Gebrauch zu machen. Von einer Rückkehr in meinen vorigen Stand kann keine Rede mehr sein. Was aber einmal geschehen muß, geschieht besser früher. Was mein Herz bei meinem Austritte aus der katholischen Kirche schmerzhaft zusammenpreßt, ist das Gefühl, das sich an den Gedanken hängt, daß ich einen Verein verlassen, in dem ich die reifere Hälfte meines Lebens zugebracht, daß ich von Männern scheide, von denen ich Viele achten und lieben gelernt habe. Wie gerne bliebe ich sonst in Ihrer Mitte. Dazu wäre ich los der Sorge für die irdischen Bedürfnisse, müßte meine Zeit nicht verkaufen, könnte der Wissen=

schaft leben, der Wahrheit dienen. — Doch halt! der Wahrheit dienen! Nein, das könnte ich nicht. Nach dem göttlichen Gesetz, das ich anerkenne, soll die Wissenschaft frei, ihre Darstellung unbehindert sein. Wie verträgt sich aber dieses göttliche Gesetz mit dem jedem Ordensvorstande nach den Ordensregeln zugestandenen Veto in Hinsicht litterarischer Arbeiten seiner Untergebenen? Schlecht, ja gar nicht. Wie aber, wenn der Ordensvorstand ein aufgeklärter wissenschaftlich gebildeter Mann ist, wenn sein reiferes Alter, seine reicheren Erfahrungen jenes Veto-Zugeständniß hinreichend motiviren? Verdient ein solcher nicht, daß sich die jüngeren Brüder seiner Leitung, seinem Rathe, seinem Winke mit vollem Zutrauen überlassen? Es scheint, aber auch nicht mehr als das. Ich habe, H. H., alle Ursache, zu Ihrer Einsicht das größte Zutrauen zu hegen, aber darüber hinaus gilt mir heilig der alte Satz: amicus Socrates, amicus Plato; sed magis amica veritas. Wenn ich mich überhaupt entschließen könnte mein Leben unter einer speziellen Leitung zuzubringen, Ihre ausgezeichnet humane Leitung würde ich wählen, ich habe sie als eine solche erfahren. Allein die Wissenschaft erlaubt es nicht, erlaubt nicht den demuthsvollen Gehorsam, den Sie an mir in Ihrem ersten Schreiben mit Recht vermissen. Ja, der Charakter, namentlich „der sittliche Charakter" verbietet diesen Gehorsam sogar. Hier helfen Schriftsteller und Beispiele aus der Kirchengeschichte wenig, hier sind maßgebend einzig und allein, klare deutliche Begriffe. Der sittliche Charakter fordert seinem Begriffe nach Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit des Wollens. Alles darf der Mensch aufgeben, nur sein Kostbarstes, den Willen nicht, d. h. sich selbst darf er nicht aufgeben. Daß diese Selbstständigkeit des Wollens mit der Unterordnung unter das Gewissen und unter die Gesetze eines gerechten Staates Hand in Hand geht, versteht sich von selbst. Ein demuthsvoller Gehorsam dagegen ist nur Unmündigen oder Kindern vorzuschreiben. —

Es ist nicht möglich, daß ich mit dem Gesagten irgend welche Convenienzregeln überschritten hätte; denn stehe ich auch in gesellschaftlicher Beziehung tief unter Ihnen, so muß ich mich doch wenigstens Angesichts der Wahrheit und in Betracht der letzten Lebensstunde, an die Sie mich erinnerten, einem jeden Menschen gleich erachten, muß, wenn es dazu kommt, im Namen und im Interesse der Wahrheit noch unumwunden aussprechen, wie sie es von mir fordert. Eben, weil ich nicht im Stande bin mit der Wahrheit zu spielen oder sie zu verläugnen, darum habe Ihre werthen zwei ersten Zuschriften nur mit der abgegebenen kurzen Erklärung erwiedert; in der letzten Zuschrift erhielt ich an der Mahnung an meine Sterbestunde eine so ernste Herausforderung, daß ich ausführlich zu antworten mich alsogleich gedrungen fühlte.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr

ergebenster

Smetana.

Die Antwort, die mir auf diesen meinen letzten Brief zukam, war eine unerwartete. Einmal hielt es der Ordensvorstand nunmehr unter seiner Würde mir zu schreiben und ich hatte mich doch sehr darauf gefreut, daß er meine Einwendung gegen die Wahrheit des Katholicismus widerlegen werde*). Weiter wurde mir meine Bitte wegen eines Sittenzeugnisses, in der That gegen meine Hoffnung, rund weg abgeschlagen und zwar

*) Vielleicht, daß sich H P Schneider, wenn er mir wieder ei en offenen Brief schickt, auf diese Widerlegung einläßt.

aus dem Grunde, weil „Sr. Gnaden den Gerüchten, die über mich hie und da aufgetaucht sein sollen, unmöglich Glauben schenken könne.“ Sonderbar diese katholische Logik: Es circuliren über mich hämische Gerüchte, aber der Ordensvorstand der mich seit 18 Jahren kennt, kann diesen Gerüchten unmöglich Glauben schenken, und weil er das nicht kann, kann er mir auch kein Sittenzeugniß ausstellen. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mich lange nichts so sehr verletzt hat, als dieser Vorwurf von Gerüchten, die über mich „hie und da“ auftauchen sollten, so sehr er auch unsinnig und in sich harmlos ist. Ich möchte wissen, ob es irgend eine nur einigermaßen bekannte Persönlichkeit gibt, über die keine Gerüchte circulirten? Was sollte mir dieser Vorwurf? Oder glaubte der Schreiber jenes Briefes in dem Momente, als er ihn niederschrieb, daß über Sr. Gnaden z. B. keine Gerüchte circulirten? Hat je ein Gebildeter einem Anderen einen ähnlichen Vorwurf gemacht? Und doch ist es nicht Mangel an Bildung, was ich dem Schreiber jenes Vorwurfs vorhalten möchte. Es lag ein bestimmter Zweck in dem Vorwurfe. Es sollte der heilige Orden für die Schmach, die ich ihm dadurch angethan,

daß ich ihm nicht angehören wollte, gerächt werden. Erstens bekam ich kein Sittenzeugniß und zweitens benutzte man zugleich diese Gelegenheit, um mir zu verstehen zu geben, daß ich einen so schlechten Ruf hätte, daß der heilige Orden ohnedem an mir nichts verliere. Daß es aber dem Orden mit diesem Vorwurf nicht Ernst war, daß er vielmehr von einer verbissenen Wuth dictirt wurde, die rücksichtslos verletzt, um nur des eigenen Giftes los zu werden, beweist der einfache Umstand, daß wenige Tage bevor ich diesen infamen Brief erhielt, der Ordensvorstand in einer mündlichen Unterredung die Worte zu mir sprach: „Lieber H. Bruder, ich kann mich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß Sie unserem Orden verloren gehen sollen.“ Ich mußte daher dem heiligen Orden bei weitem nicht so schlecht vorkommen, als er mir jetzt auf einmal hätte begreiflich machen mögen; aber die alte Taktik der katholischen Kirche, ihre Gegner in Glaubenssachen schwarz anzustreichen, mußte hier, wenn auch im Kleinen, in Anwendung kommen.

Es ist merkwürdig, wie allgemein herrschend bei der katholischen Geistlichkeit der Grundsatz ist,

daß jede akatholische Ueberzeugung und am gewissesten jede Apostasie aus unsittlichen Begierden und Leidenschaften hervorgegangen und keineswegs die Frucht des Verstandes und des Urtheils sei. Wie oft habe ich es nicht mit meinen eigenen Ohren gehört, daß katholische Geistliche, die von Strauß nicht mehr wußten, als daß er ein böser Ketzer sei, sich die Behauptung zu äußern erlaubten, Strauß sei ja ein Lump. Es ist dies eine eigenthümliche, ich möchte sprechen, erbliche Perfidie katholischer Geistlicher, ihren, den katholischen Glauben mit der Sittlichkeit und jeden Unglauben mit der Unsittlichkeit zu identificiren. Es ist einmal dieser Grundsatz dem Katholiken, der seine Glaubenssätze gegen Angriffe nur sehr schwer vertheidigen kann, sehr bequem, er wirft dem Gegner unsittliche Motive auf den Kopf und erspart sich jeden Disput und jede Verlegenheit; andererseits kann er seinen Gegner nicht empfindlicher verletzen, als dadurch, daß er ihm Unsittlichkeit vorwirft. Welcher ehrenhafte Mensch läßt sich einen solchen Vorwurf gern gefallen, wie sehr muß den Ehrliebenden der Gedanke von jeder Apostasie abschrecken, daß nun die Fanatiker der Finsterniß über seinen guten

Ruf herfallen, seine Ehre in Schmutz begraben werden?

Die Erfahrung, die man täglich machen kann, daß Leute, die sehr viel katholischen Glauben haben, oft durch und durch schlecht sind, und Protestanten oder sogenannte Freigeister ehrlich und wohlwollend, hilft wenig. Es wird doch an dem so ergibigen, wenn auch jedem Denkenden lächerlichen Grundsatz festgehalten. Wer von dem Glauben an die Heiligen und die Teufel in der Hölle abgefallen ist, der hat es aus Unsittlichkeit gethan, der ist unsittlich; obwohl man, wenn die Katholiken nur auf Vernunft jemals hören wollen, sehr klar und deutlich beweisen kann, daß derjenige, der das Gute aus Rücksicht auf die Belohnung im Himmel übt und das Böse aus Rücksicht auf die Bestrafung in der Hölle unterläßt, durchaus nicht unter die sittlichen Menschen gerechnet werden darf, indem seine Handlungsweise aus Egoismus hervorgeht und somit wesentlich eine unsittliche ist. Sagt Ihr mir, dieser Begriff der Sittlichkeit sei ein heidnischer, und müsse deshalb dem christlichen widersprechen, so erlaube ich mir Euch zu bemerken, daß es sich nicht darum handelt, ob irgend ein Begriff der

Sittlichkeit ein heidnischer oder christlicher, sondern ob er ein wahrer oder falscher sei. Da ich später auf dieses Thema sprechen zu kommen noch Gelegenheit haben werde, indem der katholisch gebräuchliche Grundsatz, Andersdenkenden Schlechtigkeit zu unterschieben, theils ins gehörige Licht gesetzt, theils aber auch constatirt werden muß, breche ich hier die Bemerkung ab und theile der Vollständigkeit halber den Brief mit, der mich zu derselben veranlaßt. Er lautet ganz kurz und schnöde, ganz im Gegensatz zu dem herzlichen und wie ich hoffe, bescheidenen Lebewohl, das ich dem Kreuzherrn gesagt, also:

Euer Wohlgeboren!

In Ihrem Schreiben vom 16. d. M. stellten Sie an Sr. Gnaden den Herrn Großmeister, die Bitte, Ihnen für die Zeit, als Sie unserem Orden angehörten, ein Sittenzeugniß ausstellen und es dann dem hochwürdigen Prager Consistorium zur Bestätigung übermitteln zu wollen.

Da Sr. Gnaden von der Zeit an, als Sie sich faktisch von unserem Orden lossagten, nicht in der Lage war, Ihr Benehmen zu beobachten, und den Gerüchten, die über Sie hie und da auftauchten, unmöglich Glauben schenken kann; andererseits aber das hochwürdige Consistorium ein solches Zeugniß zu bestätigen, gelindestens gesagt, Anstand nehmen würde —: so sieht sich Sr. Gnaden außer Stande, Ihrer Bitte zu entsprechen. Indessen dürfte der philosophische Lehrkörper von seinem Verlangen, daß Sie obiges Zeugniß sammt

Consistorial-Bestätigung vorlegen, abgehen, und Sie daher das erwähnte Zeugniß gar nicht brauchen, wenn Sie demselben, was Sie Sr. Gnaden eröffneten, mittheilen, daß Sie nämlich Ordensmann und Priester zu sein aufgehört haben, weil Sie für diesen Fall nur von Ihrer jetzigen competenten Behörde der Stadthauptmannschaft, ein Zeugniß benöthigen, das Sie schon haben, und für die Zeit, wo Sie in unserem Ordenshause lebten, eines jener Zeugnisse beilegen können, die die Sie früher von Sr. Gnaden erhielten. Sollten Sie aber wider Vermuthen keines der letztgenannten Zeugnisse besitzen, so mögen Sie es mir nur bekannt geben, worauf Ihnen Sr. Gnaden eine Abschrift des letzten Zeugnisses, das Sie vom Orden erhielten, zuzusenden nicht unterlassen wird.

Was die Bücher betrifft, die Sie aus der Ordensbibliothek geliehen, habe ich Ihnen dem erhaltenen Auftrage gemäß zu bedeuten, daß Sie dieselben während des laufenden Jahres noch benützen können und erst am Schlusse desselben zurückstellen mögen.

Mit vollkommener Achtung

Ihr

ergebener

Prag, den 19. März 1850. A. Mitschan.

Nun war ich auf den Punkt gekommen, daß ich dem hämischen Rath, dem philosophischen Lehrkörper meinen Austritt aus dem Orden und aus der Kirche zu melden, und die beiden übrigen noch geforderten Sittenzeugnisse entbehrlich zu machen, um so endlich zu meinem Ziele zu gelangen, folgen mußte. Viel Hoffnung durfte ich jetzt auf den philosophischen Lehrkörper und seine

Unterstützung meiner Bitte nicht setzen, außer er ging gesetzlich vor und vergaß die Constitution nicht.

Daran wollte ich nicht zweifeln; dem philosophischen Lehrkörper aber blos schriftlich anzeigen, daß ich aus der katholischen Kirche ausgetreten, das konnte unmöglich genügen, ich wandte mich daher am 22. März, vier Tage nachdem ich den letzten Brief aus dem Ordenshaus bekommen, an meinen Bezirkspfarrer, um von diesem ein gesetzliches Zeugniß zu erlangen, daß ich aus der katholischen Kirche ausgetreten. Der Pfarrer verweigerte es mir, weil ich nicht blos als Katholik, sondern als Priester und Ordensmann vor ihm stünde. In solche Bande war ich also gerathen, daß ich nicht einmal so viel Recht hatte, wie ein gemeiner Katholik! Ich bat den Pfarrer, er möchte mir blos das Factum bestätigen, ich sei bei ihm gewesen und hätte da meinen Entschluß ausgesprochen, aus der katholischen Kirche auszutreten. Vergebens! Seine letzte Entscheidung lautete dahin, er werde den Fall sogleich dem hochwürdigsten Fürst-Erzbischöflichen Consistorium vorlegen. — Also von diesem sollte es abhängig gemacht werden, ob ich den Orden ver-

lassen und den Priesterstand aufgeben dürfe oder nicht? — Gute Nacht dann, Zukunft meines Lebens! In fürchterlichere Hände hätte mein Schicksal nicht gelegt werden können. Allen Criminalbehörden der Welt will ich mich, wenn es sein muß, ruhig überliefern, nur einem Consistorio nicht! Es ist sattsam aus der Geschichte bekannt, wie die hohe Geistlichkeit mit niederen Geistlichen, die ihr Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, von jeher verfahren. Wenn auf die Anzeige meines Bezirkspfarrers das Consistorium mich eines Abends mit einem Wagen hätte abholen lassen, und den Civilbehörden, auf die jetzt allerdings einige Rücksicht zu nehmen war, vorgestellt hätte, ich sei ein vagabondirender Priester, der dem Ordenshause entsprungen, der Welt durch gänzliche Vernachlässigung des Kirchenbesuches Aergerniß gebe u. s. w., der also in die Correction genommen werden müßte, und ich, der ich bis an das Ende meines Lebens incorrigibel geblieben wäre, das Tageslicht und Welt nicht mehr erblickt hätte: ich glaube, jene Schreier in Prag, die so bald mit ihrem Urtheil über meine öffentliche Erklärung fertig waren, hätten kaum einen Laut zu meiner Rettung verloren. Also

Furcht vor dem Consistorio hat ihn zu jener öffentlichen Erklärung seines Austrittes aus dem Orden und der Kirche getrieben? Furcht hatte ich, ich gestehe es, aber keine unmännliche, es war die Furcht eines Menschen, der da weiß, er könne so leicht in einen unermeßlichen Abgrund stürzen, aus dem ihm keine Hilfe winkt. Die Furcht war aber so wenig das ausreichende Motiv meiner Erklärung, daß, wenn sie auch gar nicht vorhanden gewesen, ich meine Erklärung abgegeben. Empörter Unwille, daß ich mit meiner gerechten Angelegenheit so vom Pontius zum Pilatus und zwar vergebens herumgehen mußte, war es, der mich dazu trieb, die unwürdigen Bande, die meinem Berufe für die Wissenschaft überall ein Hinderniß sein sollten, mir früher schon auch wirklich auf der Lehrkanzel, dann bei meinen literarischen Arbeiten, später im Redactionszimmer und jetzt bei meiner Absicht auf eine Professur ein solches Hinderniß waren, gewaltsam zu sprengen, doch auch diesen Unwillen kann ich, da Besonnenheit und Ruhe Züge meines Charakters sind, nicht als das eigentliche Motiv dieser Erklärung ansehen. Die ruhige Ueberlegung, daß ich nichts zu leisten im Stande sei, daß ich schon

längst hätte vollständig austreten sollen, daß dieses früher oder später ohnedem nach meinem festen Entschluß geschehen müsse, daß das halbe Wesen nie zu etwas Guten führe, und daß ich mein Gewissen erleichtere, wenn ich gänzlich, nicht blos innerlich, sondern auch äußerlich mich von dem so lang gepflegten Lug und Trug losmache, diese ruhige Ueberlegung, die schon vor einigen Wochen, nachdem ich die Dinge, die da gekommen, vorausgesehen, sich geltend gemacht und jetzt schnell wieder die Oberhand gewonnen, war es, die zuletzt den entscheidenden Ausschlag gab. Eine Stunde nach meiner Unterredung mit meinem Bezirkspfarrer gab ich die folgende Erklärung in die Setzerei der Union:

Ich bringe hiemit allen meinen Freunden und Bekannten zur Kenntniß, daß ich, zufolge meiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes, Priester und Mitglied des ritterlichen Kreuzherrenordens zu sein aufgehört, und auch bereits dasselbe meinem ehemaligen Ordensvorstande und dem Pfarrer jenes Kirchsprengels, in welchem ich gegenwärtig wohnhaft bin, angezeigt habe.

Prag, 23. März 1850.

Dr. Augustin Smetana,
Redakteur der „Union.“

Vierzehntes Kapitel.

Die unmittelbaren Folgen meiner Erklärung.

Die unmittelbare Folge meiner öffentlichen Erklärung war eine Aufregung in Prag, wie ich sie — nicht erwartet hatte. Daß meine Freunde und Bekannte durch meine Erklärung lebhafter berührt würden, hatte ich wohl vorausgesetzt, daß sich aber in den weitesten Kreisen, zu denen ich sonst in gar keinem Verhältniß gestanden, Parteien bilden würden, die theils für, theils gegen mich das Wort ergriffen, das war mir nicht in den Sinn gekommen. Aber Ursachen dieser Aufregung gab es mehrere. Zuerst war man überhaupt seit dem Jahre 1848 zu keiner rechten Ruhe gekommen, so daß die geringste Veranlassung die allgemeine Unruhe wecken konnte. Weiter war der Schritt, den ich gethan, so neu, so wenig dagewesen, wie die Constitution selbst, so daß die-

jenigen, die in ihrer Gedankenlosigkeit Constitution und Revolution für identisch und diese letztere somit auch die erstere für abgethan nahmen, steif und fest darauf beharrten, ich müsse nach Veröffentlichung meiner Erklärung längst über der Grenze oder wenn dies nicht, so daheim bereits eingefangen sein. Leute, die beim Entstehen eines Brandes eher ein Stück Holz zulegen, als löschen möchten, sprengten mit frecher Stirne aus, es wäre jetzt, nachdem die politische Bewegung mißlungen, auf eine religiöse, auf einen Religionskrieg, für den der böhmische Boden immer so fruchtbar gewesen, abgesehen, ich stände mit dem protestantischen Prediger Kossuth im Bunde und hätte mit meiner Erklärung nur das Signal zu wer weiß was für Gräueln geben wollen. Andere fühlten sich beleidigt, weil ich von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes gesprochen, sie stellten sich entrüstet, als hätte ich ihnen ihre Ueberzeugung nehmen wollen. Die Bedeutung dieser heuchlerischen Entrüstung ist mir nicht entgangen. Die Leute, die nach meiner Erklärung das lächerliche Geschrei erhoben, ich hätte ihnen ihre römisch-katholische Ueberzeugung nehmen wollen, hatten meistens diese

Ueberzeugung nicht; aber sie fühlten sich eben darum, indirect wenigstens, von meiner Erklärung unangenehm afficirt, weil sie ihnen ein memento war, daß sie in einer mehr oder weniger ähnlichen Lage, d. h. in der, der Ueberzeugung gemäß handeln zu sollen, ihre Pflicht nicht erfüllt. Es ist ein ziemlich allgemeines moralisches Gebrechen der jetzigen Gesellschaft, daß die Handlungsweise von der Ueberzeugung am allerwenigsten bestimmt wird. Mögen nun auch Einzelne hierin eine Ausnahme bilden, mögen sie nur nach ihrer Ueberzeugung handeln, wenn sie es nur auf eine Art und Weise thun, die Niemanden genirt, d. h. wenn nur der Anstand in der Gesellschaft beobachtet wird. Nehmen wir aber an, es würde Jemand aus der Gesellschaft in einem besondern Falle laut und öffentlich seine Stimme erheben und verkünden, er erfülle dießmal seine Pflicht, denn er handle seiner Ueberzeugung gemäß: alle diejenigen, die es bequemer finden, aus Eigennutz oder Sinnlichkeit zu handeln, werden gegen den, der ihnen Aergerniß gegeben, aufstehen. Werden sie ihm seine überzeugungsmäße Handlungsweise vorwerfen? Der Himmel bewahre, davon wollen sie, daß gar nicht gesprochen werde; aber irgend et-

was und sei es das Unsinnigste, werden sie ihm vorwerfen, wie sie z. B. mir vorgeworfen, ich wollte ihnen ihren Glauben nehmen. Diejenigen, die diesen Glauben wirklich besaßen, wußten sehr wohl, ich könne mit meiner bloßen Erklärung Niemanden seines Glaubens berauben. Um der Aufregung, die ich allerdings durch meine Erklärung, aber unabsichtlich hervorgerufen, zu begegnen, ließ ich am 25. März eine zweite Erklärung drucken folgenden Inhalts:

Ich erlaube mir aus Veranlassung verschiedener Gerüchte meiner neulichen Erklärung vom 23. März hinzuzufügen, daß ich:

1. in keinerlei Verbindung mit dem Herrn Pastor Kossuth stehe, ja denselben weder jemals gesehen noch gesprochen habe;
2. daß ich in meiner ersten Erklärung nur „meine" also eine subjektive Ueberzeugung ausgesprochen und jeder anderen oder entgegengesetzten Ueberzeugung, falls sie aufrichtig ist, meine vollste Achtung bewahre;
3. daß ich am wenigsten beabsichtigt, irgend eine Aufregung welcher Art immer, hervorzubringen, indem ich es meinem Gewissen schuldig war, jene Erklärung abzugeben.

Warum ich aber von dem heiligsten Rechte eines jeden Menschen, seine Ueberzeugung wo es Noth thut auszusprechen, gerade jetzt Gebrauch gemacht, darüber werde ich mich, sobald der Ausnahmszustand aufgehört hat, öffentlich rechtfertigen. Dann wird es klar werden zwischen mir und denen, die mich gegenwärtig falsch beurtheilen.

Da übrigens meine am 23. März veröffentlichte Ueber-

zeugung mir seit längerer Zeit bereits innewohnt, so dürften die Leser des von mir redigirten Blattes „Union" eben hierin volle Gewähr dafür finden, daß jene Veröffentlichung vom 23. d. auf die Haltung dieses Blattes keinen beirrenden Einfluß nehmen wird.

Dr. A. Smetana.

Inzwischen thaten die Behörden in meiner Angelegenheit ihre Schritte, die mir aus ziemlich zuverlässigen Quellen bekannt gegeben wurden, die aber vielleicht doch nicht alle so waren, wie man mir sie angegeben. Ich kann sie wohl veröffentlichen, aber nicht verbürgen. Indeß das Kriterium der innern Wahrscheinlichkeit haben sie alle für sich. Zuerst traten in Abwesenheit des Prager Stadthauptmannes die Polizeikommissäre zusammen, um zu berathen, was sie im Falle das Fürst-Erzbischöfliche Consistorium Polizeiassistenz gegen mich verlangen sollte, zu thun hätten? Das Resultat der Berathung fiel dahin aus, daß diese Assistenz nicht zu leisten sei. Mag die Prager Polizeibehörde mit der Constitution sympathisiren oder nicht, jedenfalls weiß sie, was das Wort Constitution bedeutet und wie weit in einem bestimmten Falle ihre Macht reicht. Das scheinen alle Behörden nicht immer zu wissen. Das Prager Fürst-Erzbischöf-

liche Consistorium soll in seiner Sitzung an demselben Tage beschlossen haben, eine Klage gegen mich ans Criminalgericht zu übergeben, darin ich als Religionsstörer, Volksverführer und wer weiß als was Alles paradirte. Das Criminalgericht soll die Klage als nicht zulässig abgewiesen haben. Endlich die Statthalterschaft telegraphirte nach Wien, um für ihr Verhalten eine Norm zu gewinnen. Tadelnswerth erschien wohl dem Ministerium meine Handlungsweise, wie aus den ministeriellen Wiener Journalen zu ersehen war, das Ministerium hätte aber die Verfassung vom 4. März aufheben müssen, hätte es etwas anderes als die völlige Indifferenz der weltlichen Macht gegen mein Thun angeordnet. Dafür wurde der Kirche, resp. dem Prager Consistorio zugestanden, über mich alle nur beliebige geistliche Strafe zu verhängen. Mir war es jedenfalls lieber, auf ewig verdammt, als auf auch nur ein paar Wochen eingesperrt zu werden.

Unterdessen erhob auch die officielle Prager Presse ihre Stimme, natürlich gegen mich. Sie war in Vorhinein im Vortheil, denn ihr stand als treuer Bundesgenosse der ungeschlachte Belagerungszustand zur Seite, der jedesmal, wenn

man der officiellen Presse ihr Unrecht nachwies, bewirkte, daß sie dann doch Recht behielt. Ich habe damals geantwortet, so weit es nur die dem Literaten angelegten Ketten des Belagerungszustandes möglich machten und versprach, später einmal auf die Angriffe der Prager Zeitung zurückzukommen. Ich will jetzt dies Wort lösen, zuerst aber Angriff und Gegenwehr von damals hier abdrucken lassen. Der Artikel der officiellen Zeitung lautete:

Prag, am 24. März. Eine Erklärung des Redacteurs der „Union," Hrn. Dr. Smetana, mit welcher er seinen Freunden und Bekannten zu wissen thut, daß er wegen seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffs aufgehört habe Priester und Mitglied des Kreuzherrenordens zu sein, hat in unserer Stadt eine so seltene Sensation gemacht, daß die Presse nicht füglich Umgang von ihr nehmen kann. Die politische Presse hat zwar mit den Dogmen des Glaubens nichts zu schaffen, noch mit dem, was die Persönlichkeit als solche betrifft. Was hat sie also mit dieser Angelegenheit zu thun, die jene beiden Punkte nicht zu überschreiten scheint?

Doch sie scheint dies eben nur. Jede Thatsache aber, welche das innerste Bewußtsein, den Angelpunkt des ganzen Daseins der Massen oder einer größeren Masse berührt, ihm wohlthut oder ihn verletzt, gehört dem Kreise der Politik mit an. Dies ist es dann, was jener Erklärung im Publikum eine so hohe Bedeutung gibt, daß, so sehr sie sich als den bloßen Ausdruck einer subjectiven Ansicht hinstellt, diese doch umsomehr als ein harter Angriff auf eine ganze Confession

erscheint, als sie von einem ehemaligen Priester, einem Eingeweihten ausgesprochen und dieser Ansicht der Stempel einer so überwiegenden, drängenden Gewalt beigelegt wird, daß sie zum Motive eines im Leben seltenen Schrittes werden mußte. Möchte diese Erklärung auch formell immer so gestellt sein, um in dieser Hinsicht unfaßbar zu bleiben, Niemand wird bei einiger Aufrichtigkeit leugnen, daß sie Jeden, den ein tiefer wurzelnder Glaube, ja den nur eine lang genährte Pietät an seine Confession bindet, auf's Tiefste verletzen mußte. Ist es schon eine in ihrer Schroffheit abstoßende Erscheinung, ein Individuum gegenüber der Jahrhunderte alten Confession von Millionen das Urtheil der Unhaltbarkeit ihrer höchsten sittlichen Lebensgrundlage, die Verurtheilung als getäuschte und sich täuschende Kurzsichtige, aussprechen zu hören, so wird dies doppelt empfunden, wenn man einen solchen Schritt nicht mit den schwersten, unausweichlichsten Motiven gerechtfertigt sieht. Welche Motive aber sollten hier vorliegen? Wir sehen — und wir sind Publikum — kein anderes ab, als dies, daß der Redacteur der „Union“ etwa dem Vorwurfe von Widersprüchen vorbeugen wollte, welchen er bei Jenen verfallen konnte, die ihn noch für einen Priester und Klostergeistlichen hielten. Hiezu aber hätte es vollkommen genügt, einfach zu erklären: daß er sich freiwillig jenen Banden entzogen habe. Aus welchen Gründen, mit welchem Rechte, dies wäre seine Sache gewesen und nicht die des Publikums. Es war aber mehr als blos unnöthig, mit dieser Erklärung eine summarische Kritik des Katholicismus zu verbinden. Denn Jedermann ist sein Glaube zwar nur so lange heilig, bis er ihn ablegt, dann aber weiß er doch jedenfalls noch, daß er es mit etwas für Andere Heiligem zu thun habe, und läßt ihnen billig dies Recht widerfahren, daß er, in seinem Innern beliebig denkend, ihnen dieses äußerlich entweder ganz unberührt läßt, oder aber mit aller Gewissenhaftigkeit widerlegt. Vollends, wer im reifen Mannesalter sich einem Glauben als Priester, also zu beson-

derer Pflege weiht, und eben so im reiferen Alter plötzlich diesen Glauben verurtheilt, sollte dies schwer zu lösende anthropologische Räthsel entweder tief in seiner Brust verschließen, oder aber, wenn er es schon der Welt schuldig zu sein glaubt, auf's Gründlichste zu lösen trachten. Hätte Hr. Smetana uns zunächst einen Einblick in den ganzen anthropologischen Proceß gegönnt, der seine Umkehr etwa motivirt, und hätte er dann hiemit eine philosophische Kritik verbunden, Viele würden vielleicht überrascht, aber Wenigere indignirt gewesen sein. Auch die Menschenseele und ihre Cultur haben ihre Phänomene, ihre sprunghaften Erscheinungen, in ihrer Größe und jenem tieferen Ernst, der sie als Schicksale des Menschengeistes erscheinen läßt, können sie wohl selbst Theilnahme erregen; aber eben das, was Großes daran sein kann, ist dies, daß sie den Scheidepunkt des Heiligsten bezeichnen, das sich in diesem und jenem Menschen seine Strahlen auf verschiedene Weise bricht; das ist es aber dann auch, was sie zur Schonung mahnt gegen Jenen, von denen sie abfallen; und die unnöthige Verletzung derselben wird unvermeidlich, statt mit ernstem Schweigen umgangen zu werden, als Frivolität gefühlt, als eine Verletzung des Rechtes eines Jeden, sein Heiligthum unangetastet zu behalten, wo es das des Andern unangetastet läßt. Dies das Gefühl, mit welchem Hrn. Smetana's Erklärung aufgenommen worden. Er mußte es erwarten.

Sollten jener Erklärung aber auch weitere, uns unbekannte, persönliche Motive zu Grunde liegen, so blieb immer die einfache Erklärung des Austrittes, ohne jene Motivirung hinreichend.

* Prag, den 24. März. Der Redacteur der „Union" brachte gestern sowol in seiner eigenen Zeitschrift als in dem „Constitutionellen Blatte aus Böhmen" seinen Freunden und Bekannten die Nachricht, daß er zufolge seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes aufgehört habe, Priester und Ordensmann zu sein. Durch

diese Kunde hat Herr Dr. Smetana seine Freunde und Bekannte gewiß nicht überrascht, denn seitdem sie jene berühmte Trauerrede in der Teinkirche von den damaligen Decan der philosophischen Facultät gehört, und seitdem sie die von demselben Verfasser geschriebene Brochüre: „Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters, Prag 1848" gelesen haben, mußte es ihnen völlig klar geworden sein, daß sie es weder mit einem Priester noch mit einem Ordensmanne mehr zu thun haben.

Aber viel interessanter wäre es gewiß für alle Leser der „Union", zu erfahren, welchem religiösen Glaubensbekenntnisse sich der Herr Redacteur von nun an zugewendet habe.

Wie groß seine Verlegenheit sein müßte, wenn er aufgefordert würde, den wissenschaftlichen Beweis für die Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes zu führen, oder nur Möhlers bekannte Symbolik zu widerlegen, leuchtet schon daraus hervor, daß der Herr Doctor von jeher viel mehr Stärke im Behaupten als im Beweisen zeigte, so wie er auch die bisher völlig unbekannte Entdeckung machte, daß erst der Bischof Augustin, welcher bekanntlich am Ende des vierten Jahrhunderts der römisch-katholischen Kirche lebte, der Schöpfer des Katholicismus und in dessen Gefolge auch der Inquisition und des Ablaßkrams geworden sei. (S. die Bedeutung des gegenwärtigeu Zeitalters. Seite 15.) Aber in noch viel größere Verlegenheit muß der Herr Doctor nun bei der zu treffenden Wahl der für ihn zugänglichen Religionen gerathen, da er als mündig gewordener Denker zufolge eigenen Geständnisses jeder Religion sich entschlagen muß. Oder kann er denn überhaupt als Mann von Bildung, als Doctor der Weltweisheit noch einer Religionsgemeinde sich anschließen, nachdem er, ein frommer Verehrer Feuerbachs, in der oben erwähnten Brochüre S. 18 geschrieben: „Der gemeine Haufe „und seine blinden Führer blieben in der Finsterniß und blei„ben noch lange in ihr, denn nur in dem Grade, als die „Völker völlig mündig werden, werden ihre Religionen auf-

„hören, wie sie für die mündig gewordenen Denker zu jeder „Zeit aufgehört haben.“ Wir beneiden weder den Herrn Redacteur der „Union“ noch seine Gesinnungsgenossen um jenen hohen Vorzug der Mündigkeit, in welcher sie die Religion, das Theuerste und Heiligste, woran jedes unverdorbene Menschenherz im Leben und Sterben festhält, mit stolzer Selbstüberschätzung von sich weisen; wir wollen lieber in unserer Unmündigkeit erwägen, wie leider nur allzu sichtbar im Laufe des letzten Jahrzehnts an den mündig erklärten Völkern sich die Worte bestätigten, welche der große Erfinder des Differenzialcalculs, Freiherr von Leibnitz, schon vor zwei Jahrhunderten geschrieben: „Ich finde, daß Meinungen: „daß kein Gott und keine Unsterblichkeit sei,“ alles zu der großen Generalrevolution vorbereiten, von welcher Europa bedroht wird.“

Ich entgegnete hierauf:

Die Prg. Ztg. v. 26. bringt gegen mich zwei Artikel auf einmal. Die humane Haltung des Ersteren, sein hie und da sogar wohlwollender und wohlthuender Ton bestimmen mich, einem Haupteinwand, als wäre statt der von mir am 23. März abgegebenen Erklärung eine einfachere, eine unmotivirte hinreichend gewesen, zu begegnen. Hätte der katholische Geistliche in Oesterreich das Recht, wann und aus welchem Motiv immer seinen Stand zu verlassen, der Herr Einsender jenes Artikels wäre nicht in die Lage gekommen, mir aus der Angabe dieses Motives für meinen Schritt einen Vorwurf machen zu können. Mir aber ist bis jetzt von einem solchen Rechte nichts bekannt; dies weiß ich dagegen unzweifelhaft, daß eine veränderte Glaubensansicht einem jeden Menschen ohne Ausnahme, also auch dem katholischen Geistlichen überall das Recht gibt, ja, was hier viel mehr sagen will, die gebieterische Pflicht auferlegt, sein früheres kirchliches Verhältniß aufzugeben. Kein positives Gesetz darf von

dem Menschen verlangen, daß er heuchle. Unter solchen Umständen konnte mir die Angabe eines Motivs für meinen Austritt nicht erläßlich scheinen. Ich mußte die Berechtigung dieses Schrittes motiviren. Habe ich aber durch meine motivirte Erklärung denjenigen, „den ein tiefer wurzelnder Glaube an seine Confession bindet," verletzt, so wollte ich dieses nicht mehr, als ich mußte, als nämlich ein jeder Akatholik schon durch seine bloße Existenz den Katholiken (aber auch vice versa) verletzt und verletzen muß. Wenn dagegen der Herr Gegner meiner Ansicht mich als Individuum den Jahrhunderten gegenüberstellt, so erwächst ihm aus dieser Position für seine Behauptungen nur ein Scheingrund. Das jahrhundertlange Alter einer Confession benimmt dem Individuum durchaus nicht das Recht, sich derselben gegenüber negirend zu verhalten und es wird gewiß Niemanden die Ansicht beirren, als sei es eine Anmaßung des Christen, wenn er das um so viele Jahrhunderte als seine Confession ältere Judenthum für unhaltbar erklärt. Diese Erklärung liegt ja in seinem Glaubensprincip. Im gewöhnlichen Leben, da gilt es wohl etwa so zu sprechen: Dein Haus ist gut und zweckmäßig gebaut, es ist wohnlich, das meinige aber auch; nicht so in religiösen Dingen. Hier gibt es nur ein aut, aut. Jeder Gläubige ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, von der Haltbarkeit seiner Glaubenslehre und der Unhaltbarkeit der übrigen überzeugt, und so sehr die Toleranz verschiedener Glaubensgenossen untereinander im bürgerlichen Leben als eine der schönsten Tugenden der Gesellschaft geehrt werden muß und von einem jeden wahrhaft Gebildeten in der That auch geübt wird, so sehr müssen die verschiedenen Glaubenslehren, wollen sie anders bestehen, ihrem Wesen oder Kerne nach an der Intoleranz festhalten. Auf diese Art Intoleranz muß eine jede Religion gefaßt sein und sich ebenso eine solche gefallen lassen, als sie sie selbst den Andern gegenüber schon durch ihr bloßes Dasein ausübt. Wo liegt nun darin eine

Rechtsverletzung, wenn ich die katholische Lehre für unwahr halte. Hält nicht auch ein jeder Katholik meine Ueberzeugung für eine unwahre und unhaltbare? Gewiß. Verletzt er damit mein Recht? Nein! — Und ich sollte in demselben Falle das Seinige verletzen? — Vielleicht, weil ich ein Einzelner bin, und Millionen Katholiken gegenüberstehe? — 250 Millionen Christusbekenner halten nach einer neuesten Berechnung die christlichen Lehren für unfehlbar. Wißt Ihr, wie viele Millionen einer anderen Ansicht huldigen? — 855! — Ja, diese Millionen haben aber die römisch-katholische Lehre nicht für unfehlbar erklärt! — Soll ich diesen Passus im Ernst für einen Einwurf nehmen? — — So sehr mich der erste Artikel der „Prager Zeitung" vom 26. mit Achtung für seinen mir unbekannten Einsender erfüllt hat, zugeben kann ich es ihm darum nicht, daß seine „Jahrhunderte" und „Millionen" gegen mich etwas beweisen.

Wie gerne würde ich jetzt schon der ausgesprochenen Forderung, den ganzen anthropologischen Prozeß, der meine Umkehr motivirt, bekannt zu geben, nachkommen; müßte ich nicht unter den gegenwärtigen Umständen fürchten, dahin mißverstanden zu werden, als wolle ich nicht sowohl mein gutes Recht wahren, als vielmehr akatholische Propaganda machen. Bin ich doch zweifelhaft, ob nicht schon diese nothgedrungene Entgegnung mir von einer gewissen Sekte her im schlimmen Sinne imputirt werde? — Möchte das mein gerechter Gegner bedenken, und vorläufig meine Bitte beherzigen, auf die zweite Erklärung, die ich in die „Union" einrücken ließ, reflektiren zu wollen. Ich werde zu seiner Zeit nicht ermangeln, auf seinen Artikel noch einmal zurückzukommen, denn ich habe noch ein sehr ernstes Wort gegen den Vorwurf zu richten, als ob ich mit meiner ersten Erklärung auch diejenigen verletzt hätte, die „nur eine langgenährte Pietät an ihre Confession bindet." Nur Eines noch kann ich nicht unerwähnt lassen, das „reife Mannesalter" nämlich, in dem ich mich dem katholischen

Glauben zu besonderer Pflege geweiht haben soll. Ich frage hier einfach, ob ein junger Mensch von 18 Jahren, als der ich in den Kreuzherren-Orden aufgenommen wurde, nicht dem Knabenalter näher stehe, denn dem „reifen Mannesalter," und ob unsere vormärzliche Schulbildung von der Art gewesen, daß sie für sich eine reifere Ueberlegung hätte garantiren können? — Ich wenigstens, ich bekenne es unumwunden, war zur Zeit meiner Standeswahl einer reiferen Ueberlegung nicht mächtig. Doch darüber will ich mich ja später einmal ausführlicher aussprechen. Möge mein ehrenwerther Gegner sein etwas hartes Urtheil, was seiner menschenfreundlichen Gesinnung gewiß nicht schwer fallen wird, bis dahin suspendiren.

Auf den zweiten Artikel der „prager Zeitung" vom 26. März, der sich so recht im Gegensatze zum ersten, und zwar kaum zu seinem Vortheil durch ein paar banale Phrasen, etwas ohnmächtige Denunciationssucht und viel täppische Zudringlichkeit auszeichnet, einzugehen, fühle ich mich für diesmal weniger bemüssigt. — Dr. A. Smetana.

Ich habe in meiner obigen Entgegnung gesagt, ich hätte noch ein sehr ernstes Wort gegen den Vorwurf zu richten, als ob ich mit der Erklärung meines Austrittes auch diejenigen auf's Tiefste verletzt, die „eine langgenährte Pietät an ihre Confession bindet". Ich habe mir dieses ernste Wort aufgespart bis zu dieser Gelegenheit und will es jetzt aussprechen: Der Schreiber des ersten Artikels der Prager Zeitung ist ein Humanist*). Ich habe auch unumwunden meinem

*) Dr. Smetana vermuthete aus der Schreibart und

Gegner deßhalb meine Achtung ausgedrückt; aber dieser Humanist steht auf dem Standpunkt, den die Gesellschaft in der Wirklichkeit einnimmt. Dieser Standpunkt ist aber, wie dies mein ganzes Buch darthut, ein unsittlicher. Merkwürdig wie dieser unsittliche Standpunkt, gewiß gegen den Willen des Schreibers des ersten Artikels in der officiellen Prager Zeitung, in den Worten, ich hätte mit meiner Erklärung auch diejenigen auf's Tiefste verletzt, die nur eine lang genährte Pietät an ihre Confession bindet, zum Durchbruch gekommen und sich geltend gemacht. Ich weiß, es ist dies eine schwere Anklage, die ich hier erhebe, wenn ich den Standpunkt, den die Gesellschaft in Wirklichkeit einnimmt, einen unsittlichen nenne, aber man widerlege mich! Wie wird man das aber können, wenn ich nachweise, daß die Klöster unsittliche Institute sind und daß somit die Gesellschaft, die solche Institute in ihrer Mitte duldet und unterstützt, keine sittliche sein kann? —

Doch wer sind Jene, die nur eine lang genährte Pietät an ihre Confession bindet? Ich

---

Haltung des erwähnten Artikels einen bekannten hohen Geistlichen zu erkennen. A. d. H.

will es Euch sagen, es sind Menschen, die aus frommer und (weil, wie die Psychologen wissen, von der Gewohnheit die Gedankenlosigkeit untrennbar ist) gedankenloser Gewohnheit religiös sind. Was die Frömmigkeit, die sich mit der Gedankenlosigkeit paart, werth ist, brauche ich wohl nicht erst zu anzugeben. Solche Menschen, die nicht einen Gedanken den höheren Interessen des Lebens weihen, die dann und wann in die Kirche gehen, weil es andere Leute auch thun und ihre Vorfahren schon gethan haben, solche Menschen, denen es nicht darauf ankommt, an zwanzig Dogmen mehr oder weniger zu glauben, und die Religion überhaupt als eine Nebensache (oder unter Umständen als Assecuranzanstalt für die Ewigkeit) ansehen, deren höchstes Bewußtsein darin liegt, daß sie hier zum Erwerb und zum Genuß bestimmt sind, und daß über dieses Leben hinaus unserer kein sicheres Dasein harre, diese Automaten, deren Gewohnheitsreligion ich eine Gotteslästerung nenne, habe ich, der ich (warum soll ich es nicht öffentlich gestehen?) mein ganzes Leben der Erforschung der göttlichen Dinge geweiht habe, schonen, nicht verletzen sollen! Im Herzen voll Indifferentismus gegen alles Höhere,

geben sie sich äußerlich, weil es zuletzt der Anstand und die Nachbarn es so fordern, den Schein, auch eine Confession zu haben. Diese Klasse von Menschen glaubt der Schreiber des fragliches Artikels auch gegen mich in Schutz nehmen zu müssen, weil er weiß, daß sie die zahlreichste Klasse der Gesellschaft ist. Leider ist sie in religiöser Beziehung auch die verächtlichste Klasse der Gesellschaft. Unendlich höher steht mir selbst der wüthendste Fanatiker des Ultramontanismus. Ich erkenne doch in seiner verzerrten Fratze den menschlichen Zug, das Interesse für ein Höheres, während aus dem klugen, geleckten Wesen des ganz in das Irdische versunkenen modernen Menschen, der nur anstandshalber und aus Gewohnheit eine Religion hat, die civilisirte Verthierung des Menschen, nämlich Egoismus und Sinnlichkeit in ihrer Vollendung hervorzieht.

Nicht ohne Interesse sind zwei Urtheile, die bald nach meiner Erklärung über dieselbe oder eigentlich über mich von zwei in Prag sehr hochgestellten Personen, einer civilen und einer geistlichen gefällt wurden. Da diese Urtheile zeigen, wie logisch man in den höheren Regionen denkt, und da Aehnliches sonst noch im Publikum auch

mehrfach geäußert wurde, so finde ich mich bemüssigt, sie etwas näher zu besprechen. Das Urtheil des weltlichen großen Herrn (humaner als das des hohen Geistlichen, wie denn der Civilist überhaupt über seinen Nächsten nie so absprechend urtheilt, wie der Pfaffe) lautete dahin, der Austritt aus einer Confession sei eine Herzenssache und er begreife nicht, wie man sich mit einem solchen Acte vor das Publikum drängen könne*). Wenn ein Ausländer, kurz jemand, der mit den österreichischen Zuständen gar nicht bekannt wäre, dieses Urtheil gefällt hätte, so könnte man es als ein nothwendig verfehltes hinnehmen; nicht so, wenn ein österreichischer und zwar sehr hochgestellter Staatsbeamte es ausspricht. Der Austritt aus einer Confession mag in den meisten Fällen und mit Recht nur als eine Herzenssache behandelt werden, aber auch der Austritt aus dem katholischen Priesterstande? Auch der Austritt aus einem Kloster, dem man sich für sein ganzes Leben durch feierliche Ablegung von Gelübden einverleibt hat? — Schön

*) Ich habe diesen Ausspruch aus einer ziemlich zuverlässigen Quelle erfahren, übrigens war dieses Urtheil öfter zu hören.

wäre es, wenn dies als Herzenssache betrachtet würde. Aber schon mein Bezirkspfarrer, der mir das Zeugniß über meinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche verweigerte, sah diesen meinen Austritt als keine bloße Herzenssache an. — Ich will dem hohen Herrn eine kurze Geschichte erzählen. Kurz vor meinem öffentlichen Austritt meldete sich ein Capuciner bei seinem Guardian, er wolle zum Protestantismus übertreten; der Guardian ließ den Capuciner in ein fernes Kloster bringen, wo er unter strenge Aufsicht gestellt wurde. Ich muß gestehen, daß ich mit meinem beschränkten Unterthanenverstande nicht im Stande bin, mit der Kategorie: Herzenssache, mich in diesen Verhältnissen zurecht zu finden. Als die Geistlichen aber, die nach mir ihren Stand verließen, meine Erklärung lasen, da klopfte ihnen das Herz voll Freude, besonders als sie erfuhren, daß die weltliche Behörde stillschweigend mein Recht anerkannt. Insofern war mein Austritt allerdings eine Herzenssache, mußte aber eben deßhalb öffentlich geschehen.

Viel absprechender und gemeiner lautete das zweite Urtheil. Als man nämlich einer sehr hoch gestellten geistlichen Person in Prag über meine

Erklärung referirte, erwiderte diese (wie ich aus reiner, sicherster Quelle weiß): „Ist holt a schlechter Kerl, hat ein'n Vertrag gebrochen; was woll'n mer mit ihm mochen, müssen ihn laufen lossen!" Ich frage ganz einfach den Hochwürdigsten, ob er die Apostel, die früher Juden waren und später wegen ihrer Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Judenthums Christen wurden, auch für schlechte Kerle hält? Einen Vertrag haben sie auch gebrochen, den nämlich, den der Jude bei seiner Beschneidung mit seinem Gott schließt. Sind aber die Apostel wegen ihres Austrittes aus dem Judenthum keine schlechten Kerle, warum soll ich einer sein? Oder gilt für die Apostel eine Logik und für mich eine andere? Doch ich will bei einem Theologen nicht nach Logik fragen, nur die Natur des kirchlichen Vertrags möchte ich ein wenig näher betrachten. Daß es damit nicht ganz geheuer sein mag, beweist schon der Umstand, daß selbst der Staat, der von jeher den Katholicismus in allen Dingen beschützt hat, constitutionell geworden, es nicht wagt, den kirchlichen Vertrag zu schützen und auf dessen Erfüllung zu dringen, während er dies gewiß bei keinem anderen auch nur zwischen zwei pri-

vaten Personen abgeschlossenen Vertrag unterlassen wird. Welchen Vertrag soll ich nach der Meinung des hohen kirchlichen Würdenträgers gebrochen haben? Den, welchen ich bei Empfang der Priesterweihe mit der Kirche geschlossen? Von dem habe ich schon früher gesprochen. Oder den, den ich durch Ablegung meiner Profeß eingegangen? Von der Giltigkeit dieses Vertrages werde ich noch bei der Gelegenheit sprechen, wo ich den unsittlichen Charakter der Klostergelübde nachweise. Es bleibt kein anderer Vertrag übrig, als der, durch den ich mich der römisch-katholischen Kirche als Täufling verbunden. Ich frage aber: Kann man diesen Vertrag für einen sittlichen ansehen? Ich habe ihn ja gar nicht eingegangen. Aber Andere doch für dich! — Ja, bin ich denn verpflichtet, das zu halten, was Andere für mich versprechen? Sonderbar! Doch ich gehe weiter. Die Kirche nimmt sich das Recht heraus, die Neugeborenen ohne weiteres mit der Taufe zu beglücken, und sie in ihre Rubriken einzutragen. Ich frage abermals: Wer gibt der Kirche das Recht, über die Religion der neuen Ankömmlinge auf die Welt so zu disponiren? Etwa die Eltern der Neugebornen? Dies könnte man höchstens

dann zugeben, wenn die Kinder ihr Lebelang Kinder blieben. Aber die Religion, die göttliche Offenbarung berechtigt die Kirche, die in ihrem Schooße Geborenen zu taufen? Gewiß auch nicht, es wäre denn, man könnte annehmen, daß keiner der Getauften nachgerade im Stande wäre, vom Glauben abzufallen. Die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung ist nun aber für Jeden, der außerhalb der Kirche steht, wenigstens fraglich, und nur die eigene Ueberzeugung, nicht das fremde Versprechen sollte in die Taufmatrikel eingeschrieben werden. Aber die katholische Kirche hat es von jeher geliebt, wo sie die Wirklichkeit aufgeben mußte, wenigstens den Schein zu retten, und so zählt sie denn auch solche Menschen zu den ihrigen, die ihr ganzes Leben durch, sich um die römisch-katholische Kirche nicht kümmern, die aber getauft wurden und die (allerdings manchmal aus Furcht vor dem Tode erst am Sterbebette) nach dem sehr edlen Grundsatz: Nützt es nicht, — schaden kann's nicht, sich als Katholiken bekennen. Kann nun die römisch-katholische Kirche nicht auf die Zahl Derer rechnen, die sich erst am Sterbebette nach einer Religion umsehen und nach den katholischen Geistlichen schicken, weil sie sich erinnern, getauft wor-

den zu sein, so ist ihre Fürsorge zunächst auf die Kommenden, nicht auf die Gehenden gerichtet, und insofern muß ihr allerdings nachgesagt werden, daß es ihr nicht um den bloßen Schein zu thun. Daher ihr unaufhörliches Streben, die Schüler unter ihre Aufsicht zu bekommen, d. h. die Anmaßung, mit der sie das Kind tauft, fortzusetzen, indem sie es nicht zu einer allgemein menschlichen, sondern blos zu einer specifisch römisch-katholischen Bildung gelangen lassen will. Wie viel Katholiken gäbe es noch sonst, wenn erst die Erwachsenen getauft würden, nachdem sie eine allgemein menschliche Erziehung genossen? Wie viele von diesen würden nicht dem Priester auf die Tauffrage: Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken? ins Gesicht lachen, statt mit einem Ja zu antworten! Und doch könnte die Kirche nur mit Erwachsenen giltige Verträge schließen*). So wären sie wenigstens nicht einseitig, könnten dann auch nicht einseitig, wie von mir geschehen, aufgehoben werden. So verhält es sich mit den kirchlichen Verträgen. Nimmermehr kann ich zu-

---

*) Die aber immer conditionatim abgefaßt werden müßten, da der Glaube keine todte Sache ist, (bei vielen Katholiken ist er freilich dies) sondern lebt, sich entwickelt, ändert 2c.

geben, daß derjenige, der einen einseitigen Vertrag, der eigentlich kein Vertrag, bricht, ein schlechter Mensch ist, denn jenes kann doch nur bedeuten, daß man sich von einer aufgebürdeten Ungerechtigkeit losmachen wolle.

Daß mir aber bischöfliche Unfehlbarkeit imponiren sollte, wird Niemand von mir verlangen, der ich nicht einmal an die Unfehlbarkeit des Papstes glaube!

Doch diese Welt hat zwei verschiedene Maaße. Wie oft steht in den Zeitungen „Prinz X wird die Prinzessin Y ehelichen, und ist zu dem Behufe bereits zur griechischen oder protestantischen Religion übergetreten.“ Niemals hörte ich von irgend einem Geistlichen auch nur ein Wort der Mißbilligung eines solchen Schrittes, während mir der Gedanke, die Religion wegen einer Heirath zu wechseln, entsetzlich vorkam! Was muß diesen Leuten die Religion gelten, wenn sie nicht aus Ueberzeugung, sondern aus weltlichen Rücksichten sie mit einer andern beliebigen vertauschen können! Heißt das nicht seinen Gott höhnen und lästern, die Religion und das Verhältniß zu Gott für ein leeres Nichts halten und achten? Hierher trete der Schreiber des er-

sten Artikels der Prager Zeitung gegen mich mit seinem Maßstabe der Frivolität; hier braucht er nicht ins Blaue zu messen. Doch, wie kann ich verlangen, daß ein Officieller gegen einen adoptirten unschuldigen Usus der Gesellschaft eifere! Ja, wenn jemand aus Ueberzeugung seine Religion verläßt, ja, dann wird die ganze Gesellschaft von einer großen Indignation erfüllt und der Officielle tritt heran und sagt: „Wir sind Alle indignirt.“ Es ist schändlich, aus Motiven seine Religion zu verlassen, und noch schändlicher, das Motiv anzugeben! Ja, wenn jemand seine Religion der zu schließenden Ehe wegen wechselt, das ist was anderes, besonders wenn es eine hochgestellte Person ist, dann erlauben wir auch, daß das Motiv angegeben werde*).

*) Von den vielen anonymen Briefen, die mir in den Tagen nach meiner Erklärung zukamen folge hier eine kurze Probe:

Herr Redakteur!

Keinen dümmern Streich hätten Sie wohl wahrlich nicht begehen können, als Sie mit Ihrer eselhaften Erklärung gethan haben. Können Sie denn das allen Bauern bekannte Sprichwort nicht? nämlich: willst Du ein Philosoph sein, so sei es für Dich, aber ein Christ für die Welt! Sie richten ja

Fanden sich in dem ersten Angriff der Prager Zeitung noch Spuren von Humanität und

---

durch ihre dumme Erklärung namenloses Unheil an — Sie — der Sie auf den Katheder gestellt waren! — und was sollen Ihre gewesenen Schüler von Ihnen denken und halten? — Welche Unverschämtheit von Ihnen! Sie kurzsichtiger dummer Mensch — wollen auf einmal klüger und weiser sein, als so unendlich viele Millionen Menschen, die vor Ihnen waren? und mit Ihnen noch leben?? Wie können Sie die Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes beweisen? Und wie es scheint, wollen Sie wie ein Schwein ohne alle Religion jetzt in den Tag hinein leben — Sie nennen Ihr Blatt: Union. — Es ist eine schöne Union wenn Sie lieber alles drüber und drunter haben wollen! — Sie gehören in ein Narrenhaus — und Sie werden klug thun, wenn Sie sich lieber unverweilt, weit — weit von Prag weg machen und zwar so weit, als sie ihre Füße tragen. — Denn es könnte Ihnen ansonst verdientermaßen, etwas Arges widerfahren. Dieses sagt Ihnen ein aufrichtiger und offenherziger Laie und zwar — nur ein einfältiger Bauer von Böhmens Grenze.

N. S. Es ist auch sehr schlecht von Ihnen und unverzeihlich, daß Sie uns das Theuerste und Heiligste, was uns im Leben und Sterben tröstet, und woran doch jeder gerne zu seinem Troste festhält, — rauben wollen — und sich als einen Genossen — der Kanaille Voltaire — darstellen, welcher zu sagen pflegte: „Laßt uns die schändliche — die infame — (die christliche Religion), zermalmen*) ꝛc. — — Pfuy Pfuy Herr Dr.

*) Der einfache „Bauer von Böhmens Grenze“, kennt auch das Ecrasons l'infame.

Wohlwollen, so war der zweite Artikel derselben auf den ersten Blick von einem Pfaffen geschrieben. Es kommt mir natürlich nicht im Entferntesten in den Sinn, gegen alle Journalartikel, die mir feindlich waren, eine überflüssige Polemik durchzuführen, aber ich knüpfe gern an Concretes an, um allgemeine Zustände zu besprechen. So habe ich oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie während des Gottesdienstes die übermäßig Frommen oder die Scheinheiligen mit ihren Augen nach allen Seiten hinschielten, ob ihre

---

dies ist sehr schlecht von Ihnen — die unausbleiblichen Folgen fallen alle auf Sie — und Sie müssen sich nur selbst die Schuld beimessen, wenn ein Donnerwetter über Sie hereinbrechen wird. Mit dem armen gemeinen unstudirten Manne ist nicht zu spaßen in so wichtigen Religionssachen — nehmen Sie sich ja recht wohl in Acht!! — Was hat denn der Arme und Leidende, als den einzigen Trost der Religion — und den rauben Sie ihm, wenn Sie ihre gemachte öffentliche Aussage nicht auch öffentlich wieder widerrufen. Da Sie sich nicht entblöden viele unsterbliche Seelen zu morden — welchen Lohn dafür verdienen denn wohl Sie? — In dem ehrwürdigen Orden der rothen Sternkreuzherrn würde Sie der Teufel doch wohl gewiß nicht geholt haben?! Es scheint, daß ihnen eigentlich die Schwestern lieber sind als die Brüder.

Nachbarn oder Nachbarinnen auch und in welcher Weise andächtig seien. Der Pfaffe, der den zweiten Artikel gegen mich schleuderte, hat Religion, viel Religion, aber das genügt ihm zur Erlangung der ewigen Seligkeit nicht, er sieht sich, wie jene alten Weiber in der Kirche, um, ob andere Leute auch Religion und was für eine haben. Dabei freut er sich, daß ich bei der zu treffenden Wahl der für mich zugänglichen Religionen in große Verlegenheit gerathen werde. Er meint nämlich, es sei vorgeschrieben, daß jeder österreichischer Staatsbürger sich zu irgend einer der herrschenden und geduldeten Religionen bekennen müsse, ich hätte nun die Ansicht ausgesprochen, daß zu jeder Zeit eine bestimmte Religion für den mündig gewordenen Denker aufgehört hat, wie würde ich mir da also heraushelfen? Ich will dem geistlichen Herrn seine Besorgnisse um mein Heil zerstreuen, nur darf er über das, was ich ihm sage, nicht erschrecken. Zu welcher Religion ich mich bekenne? — Zu gar keiner! — Entsetzlich! Ein Mensch ohne alle Religion, der noch obendrein kein Geheimniß daraus macht, daß er keine habe? Sollte das wirklich so entsetzlich sein? — Nun denn, so will ich an

das Distichon Schiller's erinnern: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst, und warum keine? Aus Religion.“ Nicht wahr, Ihr geistlichen Herren, was für confuse Sachen so ein Dichter manchmal niederschreibt! Wie gern hätte ich dem zweiten Dränger der Prager Zeitung auf die Frage: zu welcher Religion ich mich bekenne, geantwortet: Zu der Religion der Humanität! Er kennt sie aber nicht! Er hat mein Schriftchen: „die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters,*)“ nicht gelesen, er merkt es nicht, er weiß nicht, daß es auch eine solche Religion gibt.

Ja, zur Religion der Humanität bekenne ich mich, mag diese nun anerkannt sein oder nicht. Diese ist es, der die Zukunft gehört und die nicht neben dem Leben gehen und sich entwickeln, sondern das Leben durchdringen wird. Die christliche Religion ist ihrer Anlage nach eine Religion der Humanität, aber über die Anlage hinaus brachte es das Christenthum nicht, obwohl es bis jetzt an zweitausend Jahre Zeit dazu gehabt. Die christliche Religion ist ihrer Anlage nach eine

*) Prag, Verlag von Ehrlich. A. d. H.

Religion der Humanität, denn sie hat die Liebe und Humanität zu ihrem Princip gehabt, aber sie wußte dieses Princip nicht zu begründen, nicht aus dem Leben abzuleiten, es wirkte daher auch fast gar nicht auf das Leben zurück und blieb als ein abstraktes, unfassbares Gebot dem Leben gegenüber stehen. Die christliche Religion selbst gestaltete sich zu einer griechischen, dann römisch-katholischen und endlich protestantischen Kirche, davon die mittlere, so recht im Gegensatz zum Christenthum, das eine Religion der Liebe und des Segens werden wollte, eine Religion der Flüche und der Scheiterhaufen wurde. Gebet heute der römisch-katholischen Kirche die Macht, die sie im Mittelalter besaß, und sie wird morgen schon in allen Städten, wo es Ketzer gibt, ihre Scheiterhaufen errichten und weitergehn auf der Bahn des Fanatismus, der schon so viel Unheil und Wehe über das menschliche Geschlecht gebracht hat! Wie unendlich erhaben über diese menschenfeindliche, finstere Religion des Mittelalters ist die der Humanität, die wie ein neues Morgenroth über das Menschengeschlecht hereinbricht, die schon in diesem Diesseits die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Göttlichen weiß, die

dieses Göttliche im Menschen sucht und findet, die in den Leiden dieser Welt keine Prüfungsschule sondern den nothwendigen Conflict sieht, dem das Göttliche in seinem Kampfe mit dem Irdischen unterliegt und die daher bemüht ist, nicht diese Leiden, unwürdig des Menschen, zu vermehren, sondern zu vermindern, ja gänzlich aufzuheben. Auch weist sie nicht blos hin auf ein zukünftiges Leben, auf zukünftig Belohnungen und Strafen, sie greift schon in dieses Leben ein, sie durchdringt und verklärt es, sie hat ihre sicheren Wurzeln in der Wissenschaft, daher sie auch im Leben blühen und Früchte tragen kann. Die Religion der Humanität ist eine Religion, die, bisher ein Eigenthum Weniger, einmal ins Volk gedrungen, sich zum Zeichen ihrer Göttlichkeit schnell über die ganze Welt verbreiten, überall willigen Glauben finden und die ganze Welt umgestalten wird. Geboren werden wird sie aber von der Wissenschaft in ihrer Vollendung, von der Philosophie, die an ihr Ziel gekommen. Da nun die letzten philosophischen Weltanschauungen seit Spinoza dieses Ziel der Philosophie so nahe umkreisen, daher wurde in allen den letzten Philosophen die Ahnung des Humanismus lebendig und schlossen sich die

Dichter der Neuzeit dieser neuen Religion an. Schiller und Göthe und besonders Herder, der Priester der Humanität, bekannten sich zu dieser Religion, die schon Lessing gepredigt, wenn er erklärte, alle Religion sei, im Grunde genommen, nur die Liebe zur Wahrheit. Kant, Fichte und Hegel führten die Vorbauten dieser Religion der Zukunft auf und Schleiermacher und Hölderlin und Andere ließen sich in prophetischer Weise von den schönen Bildern kommender Zeiten der allgemeinen alles durchdringenden Liebe begeistern. Zu der Religion dieser Männer und zu keiner anderen bekenne ich mich und sage dies — ohne „Verlegenheit.“ Ich verehre die höheren Mächte des menschlichen Lebens, und weil es mir mit dem Göttlichen Ernst ist, weil es meine ganze Seele durchdringt und mein ganzes Leben beschäftigt, darum kann es mir im Leben nicht zur Seite liegen wie ein Gewerbe, um davon zu leben und darum kann ich keinen Popanz daraus machen und kann es nicht in irgend eine Wirklichkeit einkleiden, außer — in das liebevolle Wort und in die liebevolle That, wie auch jene obengenannten Männer gethan.

Und — wäre es auch nur die Autorität, die

von den Namen jener Männer ausstrahlt, wäre es nicht die eigenste Ueberzeugung, ich würde ihnen mehr vertrauen, als allen österreichischen Bischöfen zusammen, die freilich anderer Meinung sind. Kant z. B. begründet nicht nur den Wolfischen Satz, der Mensch könne sittlich sein, ohne eine bestimmte Religion zu haben, sondern er beweist überdieß, daß die Sittlichkeit die Bedingung wahrer Religiösität sei. Anders klingen da freilich z. B. die Ansichten der österreichischen Bischöfe unter Vorsitze des Erzbischofs Fürst Schwarzenberg, der in seinem ersten Pastoralschreiben an die Prager Erzdiöcese den Glauben (natürlich den römisch-katholischen) zur Bedingung der Sittlichkeit macht, so daß der Ungläubige, also jeder Akatholik, nothwendig auch unsittlich ist! Daß der perfide Grundsatz, den Unglauben mit der Unsittlichkeit zusammenzustellen, in der römisch-katholischen Kirche gang und gäbe ist, beweisen fast alle Schriften, die von katholischen Geistlichen in Sachen des Unglaubens veröffentlicht werden. So enthält besagtes Pastoralschreiben auch die Stelle: „Es gehört zu den tiefsten Uebeln unserer Zeit, daß die Zahl derjenigen überhand genommen, welche die gesunden Lehren nicht vertragen und der Wahrheit

kein Gehör gönnen, sondern zu lauter Fabeln sich hinwenden, die ihren Begierden zusagen." Also abermals sind es die Begierden, das nach der katholischen Ansicht unsittliche Element im Menschen, die zum Unglauben verleiten! Die reine theoretische Ueberzeugung, die kann es nicht, das geben nun die geistlichen Herrn der römisch-katholischen Kirche ein für allemal nicht zu! Die philosophischen Systeme, die am leichtesten die Ueberzeugung von der Unwahrheit des Katholicismus gewähren, sind innerlich „Fabeln", die man so ersonnen hat, um den bösen Begierden zu schmeicheln. Eine summarische, aber eben nicht glückliche Kritik der Wissenschaft, die außerhalb des katholischen Bodens ihre Wurzeln breit und tief geschlagen, in akatholischer Sphäre ihre Blüthen entfaltet und ihre Früchte reifen läßt! Doch es sei. Lassen wir diese edlen Thebaner predigen! Inzwischen wenden sich immer mehr Leute zu den Fabeln und verlassen die gesunde Lehre und die Wahrheit, die sie nicht ertragen können, d. h. sie fangen in diesen Zeiten an, vernünftig zu werden und hören auf an den Ablaß, an den Teufel, an die Augenverdrehung der Mutter Gottes zu Rimini und ähn-

liche „gesunde Lehren“ und „Wahrheiten“ zu glauben! —

Wie sich der Humanismus, zu dem ich mich also ohne Verlegenheit bekenne, beiläufig nach und nach entwickeln werde, habe ich in meiner Schrift: „Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters“ gezeigt. Ein hochgestellter Geistlicher hat diese Ansicht geradezu für Wahnsinn erklärt und mir damit gezeigt, wie die Mehrzahl der katholischen Pfaffen in ihrer Ansicht über die Welt und ihre Entwickelung mit Voltaire übereinstimmt, ohne es zu wissen und zu wollen. Sage Jemand einem etwas älteren und gut dotirten katholischen Geistlichen, er glaube, es würde hier auf Erden doch einmal die Tugend siegen und eine allgemeine Liebe alle Menschen umfassen, er wird es sogar vergessen, daß nach seinem Glaubensbekenntniß alle Menschen zu Einer Heerde mit einem Hirt werden soll, und vornehm über diese jugendliche Schwärmerei lächeln. Ich habe es öfter erfahren! Das ist doch der beste Beweis, daß Solchen der Glaube nur äußerlich anhaftet, daß sie von ihm gar nicht durchdrungen sind, obwohl sie einen großen Lärm erheben, wenn Jemand gegen diesen ihren Glauben ankämpft! Daß sie

von diesem Glauben nicht durchdrungen sein können, lehrt ihr practisches Verhalten. Man vergleiche nur das üppige Leben, das die aristokratischen Hierarchen führen, mit den einfachen Lehren der Bibel und man wird auf den schreienden Contrast stoßen! Daß aber dieser, so bloß äußerliche Glaube, dennoch so fest bewahrt wird, hat seinen guten Grund in der menschlichen Natur die in 999 Fällen von 1000 bis zum Tode des Menschen für seine Handlungsweise maßgebend bleibt, ohne daß der Geist im Stande wäre, auch nur ein Stück Terrain jener menschlichen Natur abzugewinnen, um darauf, als auf einer positiven, nicht willkürlichen Grundlage einen Character aufzuführen. Sehr viel Aehnlichkeit mit diesem äußerlichen Glauben hat, wenigstens was den Werth betrifft, jener andere sonderbare Glaube vieler Katholiken, der mir im Leben häufig vorgekommen ist. Es gibt Leute, die sehr fromm sind, sehr fleißig in die Kirche gehen, viel beten, gegen jeden Ketzer und Ungläubigen leidenschaftlich auftreten und dabei dennoch im Innersten ihres Herzens in Bezug auf Unsterblichkeit, ein Leben jenseits des Todes, eine gerechte Vergeltung des Guten und Bösen u. s. w. die ärgsten Sceptiker

sind. Ja, ich habe oft diese Leute förmlich beleidigt, wenn ich zu ihnen mit Zuversicht von einem kommenden Leben sprach. Habe ich sie dann aufmerksam gemacht auf den Widerspruch, den sie als gute Katholiken mit ihren Zweifeln begehen, da meinten sie, sie glaubten ja Alles, was die Kirche zu glauben verschreibt, also auch die Unsterblichkeit des Menschen, aber es sei doch Niemand „aus dem Jenseits“ zu uns herübergekommen und wissen könne man zuletzt doch nicht, ob mit dem Tode alles aus sei oder nicht. In solchen Stunden, in denen sich die Menschen gerne sehen lassen, wie sie sind, kam aber ihr eigentliches Glaubensbekenntniß zum Vorschein, aus dem man ersehen konnte, daß ihnen die Religion eine bloße Assecuranzanstalt für die Zeit nach diesem Leben war. „Ist was drüben, lautete ihr Bekenntniß, nun, so habe ich mich vorgesehen; ist es aus mit dem Tode, nun — der Glaube hat mich nicht viel gekostet“. Wie ganz anders fühlt und denkt der Jünger der Humanität! Er weiß, daß dem Menschengeschlechte, schon hier auf Erden schönere Tage kommen werden. Ihm liegt die Ewigkeit nicht jenseits, er kann sie auch nicht bezweifeln, denn sie hat, mit der Idee der Huma-

nität selbst, bereits hier angefangen. Eine Familie soll und wird die ganze Menschheit werden und wie in jeder wahren Familie kein Recht gilt, weil die Liebe sie umschlingt, so soll und wird zuletzt in der Einen großen Familie das Recht aufhören und die Liebe gelten. Schon in meiner Jugend schwärmte ich für diese Idee der Humanität und immer kam mir der einfache Schluß vor die Seele: Wenn zwei Menschen oft einander so innig lieben können, warum nicht dann auch drei und vier und zuletzt alle? Wohl muß nach natürlichen Gesetzen das Gefühl, das an Viele übertragen wird, an Innigkeit abnehmen, aber die Liebe, getragen von der Gegenliebe Aller, soll bleiben. Nicht so fremd sollen die Menschen einander gegenüber stehen, durch Stände und Rechtsschranken von einander getrennt, denn daß sich in dieser Familie gerade diese Menschen, in jener gerade jene zusammengefunden, ist ein Zufall und die Verwandtschaft der Menschen inniger nach ihrer Vernunft, als nach ihrem Fleische. Wie glücklich war ich, als mir die Wissenschaft die Ahnungen der Jugend bestätigte! Die Menschheit soll und wird in ihrer Blüthe eine Familie werden, weil sie es schon in ihrer Wurzel war.

Es ist ein noch zu wenig gekannter Satz der Metaphysik, der aber die besten Aufschlüsse zu geben vermag, daß jeder Zweck aus seiner eigenen Erfüllung hervorgeht. Die Menschheit war schon in einem gewissen Sinne, was sie werden soll, nämlich eine Familie, darum kann sie es auch werden, ja sie muß es werden, denn unaufhörlich Vorwärts drängt Alles und noch höhere erhabenere Zwecke, als das Familienleben ist, wird die Menschheit erreichen, weil sie aus noch tieferen und innigeren Verhältnissen, als das Familienleben ist, hervorging. Ihr dürft diese Religion der Humanität nicht geringer schätzen, wenn sie auch nicht unter den anerkannten angeführt ist! Sie hat zwar keinen positiven Inhalt im Sinne des Katholicismus, sie ist aber die einzige Religion, die auf objectiven Gründen ruht, die des Glaubens nicht bedarf, weil sie weiß. Und wenn die Zeiten gekommen sind, wo von allen den jetzt anerkannten Religionen keine Spur vorhanden sein wird, wird noch die Religion der Humanität oder die Humanität schlechtweg die höchsten Bedürfnisse des Geistes befriedigen, wird sie das „Theuerste und Heiligste sein, woran jedes Menschenherz im Leben und Sterben festhalten“ wird.

Aber freilich müssen zuvor die Völker jene Stufe der Mündigkeit erreicht haben, die zu allen Zeiten Einzelne erklommen, um von ihr aus alle positiven Religionen als bloße Menschenwerke zu erkennen, und die Religion der Humanität als das Höchste, das es gibt, zu ahnen. —

Ich habe in meiner Polemik gegen den zweiten Artikel der Prager Zeitung, den Artikel selbst, wenn ich so sagen darf, gar nicht berührt. Nun komme ich aber zur Stelle: „Wie groß seine (d. h. meine) Verlegenheit sein müßte, wenn er aufgefordert würde, den wissenschaftlichen Beweis für die Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffes zu führen, leuchtet schon daraus hervor, daß der Herr Doctor von jeher viel mehr Stärke im Behaupten als im Beweisen gezeigt." Ich erwiedere, daß ich den geforderten Beweis in meinem ersten und letzten Schreiben an meinen ehemaligen Ordensvorstand, weiter in der Broschüre: „Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters," und zuletzt durch die ganze Schrift: „Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie" geführt. Da ich nun mit gutem Gewissen voraussetzen zu dürfen glaube, daß dem Schreiber des zweiten Artikels jener

Brief leicht zugänglich war, derselbe jedenfalls meine Broschüre, die er citirt, gelesen haben muß; so frage ich, warum hat mein Gegner diese meine dort geführten Beweise nicht früher widerlegt? Fällt so seine Beschuldigung nicht auf ihn selbst zurück? — So war die Polemik des officiellen Prager Blattes gegen meine Schrift beschaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Zuschriften des Fürst-Erzbischöflichen Consistoriums an mich in Folge meiner Erklärung.

Am 29. März erhielt ich vom Fürst-Erzbischöflichen Consistorio eine Zuschrift, die ich aber zurückwies, da die lateinische Adresse derselben an das Kreuzherren-Ordensmitglied und Priester Aug. Smetana gerichtet war. Das Consistorium gab jetzt seiner Zuschrift eine deutsche Ueberschrift und ließ die Epitheta weg, die ich durch meine Erklärung vom 23. März abgeworfen und so öffnete ich die mir mehr als gleichgültige Schrift, und las Folgendes:

In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti!
Amen.

Quoniam ex officiosa et canonica relatione Reverendissimi ac Religiosi Domini Magni Magistri Ordinis equestris Crucigerorum cum rubea stella Jacobi Beer Nobis patefactum est, Te (ad quem dirigimus litteras Nostras) Religiosum Patrem Augustinum Smetana, pro-

fessum hujus S. Ordinis sacerdotem, nonmodo dicti Ordinis, cui soleni jurejurando firmata professione, sed et sacerdotii, cui sacramentali ordinatione incorporatus existis, vinculum singulari ausu dirumpere conatum, atque exinde a praenominato Superiore Tuo, frustra praemissis ad revertendum paternis exhortationibus, cum consensu fratrum ex familia hac usque ad resipiscentiam Tuam fuisse exclusum: Nos igitur canonicis insistentes constitutionibus litteris praesentibus Te instanter, paterne et verio monemus, ut intra terminum octo dierum resipiscens iterum in gremium hujus familiae religiosae et Confratrum Tuorum, qui super devio conatu fratris summe contristati leetabundo autam animo sincere remeaturum et manibus fraternis ad exhortationem Nostram dehinc Reverendissimo Praeposita et Conventui factam Te iterum suscipere parati sunt, revertaris, atque rupti duplicis foederis piaculo sanato poenitenti hac reversione sanctam matrem Ecclesiam offensam iterum laetitia recrees.

Ex Consistorio Archiepiscopali Capitulari Sede vacante, Pragae die 29. Martii 1850.

Franc. Guil. Tippmann,
Capit. gen. vicarius.

Es war eine einfache Aufforderung, in meine früheren Verhältnisse zurückzukehren, um die beleidigte h. Mutter Kirche wieder mit einer Freude zu erquicken. Ich erwiederte hierauf mit aller Höflichkeit Folgendes:

Hochwürdigstes F. E. Consistorium!

Der gehorsamst Unterzeichnete erlaubt sich in Erwiderung auf die Aufforderung vom 29. März hiermit zu erklären,

daß er dieser Aufforderung nicht Folge leisten könne. Der Glaube des Menschen hängt nicht von seinem Wollen ab. Den Glauben aber, den man nicht hat, zu heucheln, verbietet das Sittengesetz. Was wäre auch der römisch-katholischen Kirche mit einem Heuchler, wenn ich zurückkehrte, gedient? Und was für ein Loos würde dann meiner Jenseits harren? Schon Christus hat gelehrt: „Nicht der, der zu mir sagt: Herr! Herr! kommt in das Himmelreich, sondern derjenige, der den Willen dessen thut, der mich gesandt hat." Dieser heilige Wille ist dem Menschen ins Gewissen geschrieben und diesem heiligen Willen habe ich gewissenhaft Rechnung getragen, als ich meinen früheren Stand aufgegeben. — Wenn ich durch meinen Schritt nach irgend welcher Seite immer Jemandem wehe gethan, so bedauere ich dies sehr, es lag nicht in meiner Absicht, wie ich denn schon durch meine zweite veröffentlichte Erklärung und neuerlich dadurch, daß ich von der Redaction der Union zurückgetreten, den Beweis gegeben zu haben glaube, daß ich es mit meiner Erklärung vom 23. März auf keinerlei Demonstration gegen die römisch-katholische Kirche, sondern blos auf die Wahrung meines heiligsten Menschenrechtes abgesehen hatte.

Prag, den 4. April.

Mit besonderer Hochachtung ꝛc.

Auf das hin bekam ich am 8. April eine zweite Zuschrift vom Consistorio, darin ich zum zweiten und letzten Mal aufgefordert wurde, zu meinem früheren Stand zurückzukehren. Zugleich wird, im Fall ich mich dagegen weigern sollte, auf die canonischen Strafen hingewiesen, die über mich verhängt werden müßten. Im Uebrigen enthält die Zuschrift nichts Besonderes, außer

daß ich nach der ersten Zuschrift zwei Verträge nach dieser letztern, also nach acht Tagen schon drei Verträge gebrochen haben soll, was wohl nur dem hochwürdigsten Consistorio klar sein mochte.

Der Wortlaut der zweiten Zustellung war folgender:

In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.

Litteris Tuis ad Nos de 4. h. m. datis deplorabilem nuntium recepimus, Te admonitioni de die 29na Martii a. c. respectu reditus Tui in v. Ordinem equestrem Crucigerorum cum rubea stella et ad sacerdotalem statum ex aductis argumentis redire non posse, quae enucleatum certe et profundum dogmatum catholico-christianorum examen amino ab omni partium studio alieno suscipiendum postulant. Quapropter Te constitutionibus canonicis instantes, litteris praesentibus iterato ultimo et peremtorio modo instanter, paterne et serio monitum volumus, ut spatio octo dierum ad sanctam catholicam Ecclesiam, triplici foedere rupto, a Te laesam, qua poenitens filius revertaris; quia Nobis de filio devio dolentibus jam nil superesset, quam canonica admonitionis tempore sine fruge praeterlapso id instruere, quod sacri canones catholicae Ecclesiae contra non resipiscentem in hoc casu statuunt. Datum ex Capitulari Consistorio.

Pragae die 8va Aprilis. 1850.

Franc. Guil. Tippmann
Capit. gener. vicarius.

Darauf erwiederte ich nichts, und so bekam ich denn am 22. April vom hochwürdigsten Consistorio meine Excommunication (wegen der Gleichberechtigung) in beiden Landessprachen abgedruckt, amtlich zugestellt.

Die Zustellung lautet:

An Herrn Augustin Smetana, Dr. der Philosophie in Prag.

In der Anlage wird Ihnen ein Exemplar der von hier gegen Sie ausgesprochenen, allgemein veröffentlichten kirchlichen Excommunication, dt. 23. April 1850, zur Wissenschaft zugestellt.

Prag, den 24. April 1850.

Vom Fürst-Erzbischöflichen Capitular-Consistorium.
Franz Tippmann, Generalvikar.
M. Willer, Rath.

Die Excommunication sollte erst am 23. April öffentlich publicirt werden; die Zuschrift vom 24. datirt, wurde mir aber schon am 22. zugestellt, wahrscheinlich um mir im letzten Augenblicke noch Gelegenheit zur Rückkehr zu bieten.*) Geschah

---

*) Inzwischen waren schon lange zuvor in den Kirchen Prag's Gebete um die Rückkehr Smetana's in den Schoos der Kirche angeordnet und gedruckt, zu Tausenden von Exemplaren vertheilt worden. Smetana's Vater mußte als Kirchendiener selbst bei St. Heinrich diese Vertheilung besorgen.

Anm. d. H.

dies aus Humanität, oder war das Fürst-Erzbischöfliche Consistorium am Vorabend meiner Excommunication besorgt, es werde die Publication nicht den gewünschten Erfolg hervorbringen? Ich glaube das letztere, und die Sorge des Consistoriums war nicht umsonst. Leute, die man seit zehn und zwanzig Jahren nicht in den Kirchen Prag's gesehen, fanden sich den 23. April in großer Anzahl ein, um sich den „Scandal" oder den „Jux" einer öffentlichen Excommunication im neunzehnten Jahrhundert anzuhören! Der Bann, wie er von allen Kanzeln verkündigt und an allen Kirchthüren affigirt wurde, lautete also:

Franz Wilhelm Tippmann,

von Gottes und des heil. apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Satala in part., Kapitular-General-Vikär, entbietet dem wohlehrwürdigen Clerus und allen Christgläubigen der Prager Erzdiözese Gruß und Frieden in dem Herrn.

Während wir noch immer, ehrwürdige Brüder und vielgeliebte Gläubige! ob dem verwaisten erzbischöflichen Stuhl trauern, hat der Herr nach seinem unerforschlichen Rathschlusse ein anderes höchst beklagenswerthes Ereigniß eintreten lassen, welches euch zu verkündigen mir die traurige Pflicht obliegt.

Augustin Smetana, welcher am 15. Juni 1814 von katholischen Eltern geboren, auf sein Bitten in den ritterlichen Kreuzorden mit dem rothen Sterne aufgenommen, durch die am 29. October 1835 in der St. Franz Pfarr- und Ordenskirche abgelegten feierlichen Gelübde demselben Orden als Mit-

glied für seine ganze Lebenszeit einverleibt und nach absolvirtem theologischen Lehrkurse auf die Präsentation seines Ordensvorstandes am 6. August 1837 zum Priester geweiht worden ist, und welcher nach seinem eigenen Geständnisse vom 16. März l. J. in seinen theologischen Berufsstudien nur mangelhafte, oberflächliche Kenntniß sich erworben, dagegen aber sich der Lectüre der dem Christenthume feindlichen Schriften der Neuzeit mit desto stärkerer Begierde hingegeben hat, wußte sich im Jahre 1848 als zeitweiliger Supplent am Prager Neustädter-Obergymnasium die Erlaubniß zu erwirken, außerhalb des Ordenshauses zu wohnen. Seit dieser Zeit trat seine kirchenfeindliche Gesinnung in seinen Reden, Thun und Lassen immer offener hervor, besonders als er die Redaction eines öffentlichen Blattes leitete. Dieß bestimmte den würdigen Ordensvorstand, den verirrten Bruder unterm 30. Jänner 9. und 23. Februar l. J. schriftlich aufzufordern, in das Ordenshaus zurückzukehren, daselbst durch ernstliche Berufsstudien die versäumte gründliche Kenntniß der katholischen Lehre nachzuholen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß in keinem Andern Heil zu finden sei, als in Jesu Christo. (Apostelgeschichte 4, 12). — Allein mit Entschiedenheit erwiederte derselbe in seinem verblendeten Hochmuthe, daß er fernerhin weder ein Glied dieses Ordens, noch ein Priester der katholischen Kirche mehr bleiben könne.

War schon diese seine Erklärung für mich und das Kapitular-Consistorium erschütternd, so mußte es das religiöse Gefühl um so tiefer verletzen, als der besagte Ordenspriester die Vermessenheit hatte, den katholischen Glauben, welcher sich in der allgemeinen Auflösung und Zertrümmerung menschlicher Lehrgebäude als die Eine unzerstörbare Wahrheit so glanzvoll bewährt hat und Millionen von Bekennern das theuerste Gut ist, in dem von ihm redigirten Zeitungsblatte als unhaltbar zu bezeichnen und unter Einem seinen Austritt aus dem Orden und dem Priesterstande offen zu erklären.

Dieses öffentliche Aergerniß legte mir und dem Kapitular-Consistorium die Pflicht auf, den Abtrünnigen nach den kirchlichen Satzungen vorerst unter Erinnerung an seine beschworenen Gelübde und obhabende Priesterpflicht allen Ernstes und väterlich zu ermahnen, daß er in der ihm festgesetzten Frist in sein Ordenshaus zurückkehre und durch ernstes Studium und inbrünstiges Gebet die verlorne Gnade des Glaubens wieder zu gewinnen strebe. Zugleich wurde der hochwürdige Ordensvorstand aufgefordert, den reumüthig Rückkehrenden mit brüderlicher Liebe aufzunehmen.

Nachdem aber alle von der mütterlichen Liebe unserer heil. Kirche gebotenen Mittel der Belehrung und Ermahnung erfolglos geblieben, so sehen wir uns in weiterer Befolgung der kirchlichen Satzungen unter Berathung mit dem hochwürdigen allzeit getreuen Metropolitan-Domkapitel in die traurige Nothwendigkeit versetzt, über diesen unglücklichen Ordenspriester den Kirchenbann auszusprechen. — Diesemnach erklären wir mit tiefgefühltem Schmerz den obgenannten Ordenspriester Augustin Smetana öffentlich im Angesichte aller treuen Gläubigen als einen eidbrüchigen und abtrünnigen Sohn der katholischen Kirche, benehmen ihm alle Ausübung der durch die heilige Weihe und durch die bischöfliche Jurisdiction erhaltenen Gewalt und schließen ihn von aller Gemeinschaft unserer katholischen Kirche aus, im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

In Folge dessen verbieten wir allen Seelsorgern dieser Erzdiözes, den mehrgenannten D. Augustin Smetana in eine katholische Versammlung zur Ausübung oder zum Empfange eines heil. Sakramentes zuzulassen; euch aber, katholische Gläubige! warnen wir im Namen Christi vor seinen Reden und Schriften mit dem Beisatze, euch nicht durch dieses Aergerniß gebende Ereigniß beirren, sondern vielmehr zum ernsten und reiflichen Nachdenken über die Wahrheit unseres heil. Glaubens aneifern zu lassen. Lasset sie aufrauschen die

wilden Wogen der Ereignisse der Zeit wider die Kirche Jesu; sie hat nichts zu fürchten, das Schifflein Petri wird an keinen Felsenklippen zerschellen, wird nicht zu Grunde gehen! Denn sein Mastbaum ist, wie der heil. Ambrosius (lib. de Salomone c. 4.) sagt, das Kreuz, an welchem Jesus Christus erhöhet worden, auf seinem Verdecke sitzt Gott der Vater als Steuermann, seine Segel lenket und leitet der heilige Geist, der sie durch alle Strömungen der Zeit zum sicheren Ziele führt." Was kann uns also von der katholischen Kirche scheiden, die Gott auf ewig gegründet und durch seinen allmächtigen Beistand durch alle Jahrhunderte als die wahre Kirche Jesu Christi verherrlicht hat? Wo anders, als bei ihr wollen wir Wahrheit in der Erkenntniß Gottes für unseren Geist, sichere Ruhe in den Stürmen der Welt für unser Herz, Rettung und Gnade für unsere Seele in der eingebrochenen Sündfluth finden? Darum seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Kraft! Ziehet an die Waffenrüstung Gottes, daß ihr der Verführung in diesen bösen Tagen widerstehen könnet (Ephes. 6, 4), daß ihr standhaft im Glauben, unerschütterlich in der Hoffnung, fruchtbringend in der Liebe, reich an Werken der Vollkommenheit, für euch und euere Nachkommen der unschätzbaren Gnade bis an das Ende der Tage theilhaft bleibet, der wahren Kirche Christi anzugehören, Kinder der katholischen Kirche zu sein, in ihr das Heil euerer Seele zu erreichen, zu dem ihr ohne euer Verdienst in ihr berufen seid.

Uebrigens, Geliebte in Christo! sei es ferne von uns, den in eitler Selbstweisheit tief Gefallenen das von unserer Religion der Liebe gebotene Mitleid zu entziehen, vielmehr lasset uns für ihn den Vater der Erbarmung, welcher nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe (Ezech. 33, 11), anflehen, auf daß ihn das Licht der Gnade zum Glauben und in den Schooß unserer

beseligenden Kirche zurückführe, aus welcher er sich zu seinem Verderben entfernt hat. Amen.

Prag, am Feste unseres h. Landespatrons Adalbert 1850.

Franz Wilhelm Tippmann,
Bischof von Satala und Kapitular-Generalvikär.

Auf die Menschen schien die Publication der Excommunication keinen abschreckenden Eindruck üben zu wollen, denn mit Hohngelächter stürzten die meisten post festum heraus, so daß die alten Weiber, die an den Pforten der Kirchen standen über das alles confus wurden. Sie wußten, es werde ein Priester in der Kirche auf ewige Zeiten verdammt, und begriffen nun nicht in ihrem frommen Glauben, wie dieses namenlose Unglück anderen Leuten lächerlich werden könne. — Eine Rücksicht der Humanität aber hätte das löbliche Consistorium in dieser Angelegenheit wohl an den Tag legen können. Fast durch vierzig Jahre war mein Vater Kirchendiener gewesen, die letzten 34 oder 35 Jahre bei St. Heinrich. So war sein ganzes Sein und Wissen, sein ganzes Wesen mit dem kirchlichen Leben zusammengewachsen. Von einem jeden Mitgliede der Gemeinde, namentlich von den Kirchengängern seit Jahren so gut gekannt und seiner allgemein bekannten Rechtlich-

keit wegen auch allgemein und über seinen Stand hinaus geachtet, eben so wegen seiner Herzensgüte und rastlosen Gefälligkeit von Jung und Alt geliebt, mußte er es erleben, daß in derselben Kirche, die er so lange bediente, vor diesem ihm so gut bekannten Publikum, von diesen ihm so befreundeten Priestern öffentlich der Fluch über seinen von der Kirche abtrünnigen Sohn, der sonst immer seine Freude und sein Stolz war, gesprochen werden sollte! Hätte das Consistorium einen Act der Humanität üben wollen, hier hätte es dazu reichlich Gelegenheit gehabt. Wer wurde durch die Veröffentlichung meiner Excommunication in der Kirche zu St. Heinrich gestraft? Der schuldige Sohn, dem es zuletzt sehr gleichgiltig war, ob er in tausend oder in neunhundert Kirchen als excommunicirt verlesen wurde, oder der unschuldige Vater, der schon seit vielen Jahren keinen decisiven Einfluß auf die Handlungsweise seines 36jährigen Sohnes übte, dessen Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche den Herren vom Consistorio zum Theil wohl bekannt war, zum Theil durch die letzten Ereignisse wohl bekannt wurde? Ohne Zweifel die Letztere. Ja, war dieses, um von der Humanität nicht zu

reden, auch nur gerecht? Oder wollte man dem alten Vater nur darum ein Leid zufügen, auf daß dieses auch den Sohn treffe? Dann hat man seinen Zweck nicht verfehlt. Ich kann aber dies nicht glauben, denn so ein Fürgehen wäre mehr als inhuman, es wäre teuflisch — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Hier brechen die Memoiren ab. Wir sind nun lediglich auf kurze Notizen beschränkt, bei denen wir Alfred Meißner's Charakteristik Smetana's*) excerpirend zu Grunde legen. Zwei rasch aufeinander folgende Todesfälle, der seines Vaters und seiner jüngsten Schwester, trafen den bereits schwergeprüften Mann und lähmten seine letzte Kraft. Auch bei ihm stellten sich die Anzeichen eines rasch fortschreitenden Brustleidens ein; Kummer, Leid, Kränkung jeder Art hetzten seine Nerven zu Tode. Man rieth ihm eine Luftveränderung an.

Sie that Noth. Die kleinlichsten Befehdungen hörten nicht auf, seine Unglück entwaffnete die verfolgungslustigen Gegner nicht; er war, seitdem die Krankheit in ihm zum Ausbruch gekommen, ein Object geworden, an dem sich's be-

*) In den „Charaktermasken“. Leipzig, Grunow. 1862.

weisen ließ, wie dem Abfall von der Mutterkirche schon hier auf Erden die Strafe folge. Bei einer Familie in Altona war ihm inzwischen eine Hofmeisterstelle angetragen worden; er nahm sie an und verließ Prag. In Hamburg bei J. Campe war sein Buch „die Katastrophe in der deutschen Philosophie“ erschienen.

Aber die Luft Norddeutschlands war dem Kranken nicht zuträglich. Sein Zustand verschlimmerte sich, es blieb ihm nichts übrig, als in seine Vaterstadt zurückzukehren. Es war in den letzten Tagen des Jahres 1850, als er den Rest der Seinigen wiedersah, doch nur um bei ihnen zu sterben. Bald konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen.

Sein ohnehin qualvoller Zustand wurde nun aber zu einem verzweifelten, da sich an sein Krankenbett immer mehr geistliche Besucher einfanden, um an ihm Bekehrungsversuche anzustellen. Er wurde ununterbrochen von höheren und niederen Geistlichen belästigt, die durch Gebete und Ermahnungen auf ihn zu wirken suchten. Das Hausrecht war äußerst schwer gegen diese Besucher in Anwendung zu bringen, welche sich das Wort gegeben hatten, die Seele des Abtrünnigen

zu retten. Seine Krankheit war in ihren Augen die natürliche Strafe seines Abfalls; ein hoher Kirchenfürst, der sich ebenfalls bei ihm einfand, meinte: es sei gar wohl möglich, daß Gott ihm seine verlorene Gesundheit wiedergebe, wenn er sich bekehre. Smetana hatte für den erlauchten Kirchenfürsten, der die Bekehrung als Bedingung seiner Heilung forderte, nur ein sceptisches Lächeln, an welches sich die Bitte knüpfte, ihn in Ruhe sterben zu lassen.

Als auch jetzt noch die christlichen Besuche nicht nachließen, wurde in dem Kranken das Mißtrauen rege, daß man nach seinem Tode, der alle Augenblicke eintreten konnte, das Gerücht von seiner Buße und seinem Widerruf in Umlauf setzen könne. Dem wollte er zuvorkommen. Er bat einige Freunde, abwechselnd bei Tag und Nacht sein Krankenbett zu umgeben; dies geschah.

Am vorletzten Jänner 1851 schlief er ein und erwachte nicht mehr.

Smetana war kaum verschieden, als sein Todesfall schon jedermann in der Stadt bekannt war und den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs bildete. Die Oberin im * * * * * * * Nonnenkloster, die eben beim Mittagstische saß, hielt plötz-

lich mit dem Zerlegen des Bratens inne, legte, wie von einem Gedanken erfaßt, die Hand an die Stirne und sagte dann nach längerem Nachdenken: „Um diese Zeit wird es dem armen Smetana wol schon schlecht gehen!“ Sie meinte nach ihren Begriffen von jenseitiger Topographie und der Schnelligkeit der Seelenbeförderung, daß der Excommunicirte jetzt bereits in der Hölle angelangt und der Justiz höllischer Peiniger überliefert sein dürfte.

Eines in Allem war bei dem Leichenbegängnisse, das für den folgenden Tag angesagt war, ein ungewöhnlicher Menschenzudrang zu erwarten; die Menge aber, die sich einfand, überstieg jede Voraussetzung. Auf dem oberen Theil des Roßmarktes, wo das Haus, in welchem Smetana verschieden war, lag, hatten sich mindestens zehntausend Menschen versammelt, und standen, dicht gedrängt, wie Pflastersteine, bei einander. Selbst Handwerker hatten ihre Werkstätten geschlossen und die Arbeit verlassen, um mit dabei zu sein.

Während draußen die Polizei ihre liebe Angst vor revolutionären Demonstrationen hatte, waren im Zimmer, wo der Todte lag, die Anverwandten in nicht minderer Sorge. Klerikale

Persönlichkeiten hatten allenthalben verbreitet, das „Volk“ würde aus Wuth gegen den in Unglauben Geschiedenen seinen Sarg beschimpfen, vielleicht gar seine Leiche entehren. . . . Es ist ein alter Kniff derer, die das Volk hetzen, zu behaupten, daß sie nur es sind, die seine gerechte Entrüstung zügeln. Als die Menschenmenge immer mehr anschwoll, blickten die Anverwandten ängstlich aus den Fenstern heraus, um die Physiognomie der Menge zu studiren und ihre Stimmung kennen zu lernen. Sie war geheimnißvoll ernst. Als die Fackelträger ausblieben, die sonst gewöhnlich den Sarg hinabgetragen, wuchs die Verlegenheit. „Rufen wir ein paar junge Leute herauf, daß sie uns helfen,“ meinte Einer. „Nein,“ sagte ein ehemaliges Mitglied des Reichstages, „die Polizei würde sich die Namen der jungen Leute notiren und ihnen Unannehmlichkeiten bereiten; greifen wir selbst zu, an uns ist nichts zu verderben!“ Er faßte mit den Freunden den Sarg; es ging die Treppe hinab. „Nun kann's uns schlecht gehen!“ flüsterte ein Furchtsamer, „weiß Gott, wie die Menge gesinnt ist — —“

Da rief eine tiefe, ernste Stimme mitten in der allgemeinen Stille: „Hut ab!“ und wie mit

einer einzigen Handbewegung entblößten sich die Häupter von mindestens zehntausend Menschen. Es war ein ergreifender Moment und man sah Thränen in manchen Augen. . . .

„Im Namen seiner Excellenz des Statthalters! Ich befehle, daß der Leichenzug seinen Weg nicht durch die Marien- und Basteigasse, sondern direct durch das Roßthor nehme," ließ sich die scharfe, schneidige Stimme eines Polizei-Commissärs vernehmen.

Ohne Glockengeläute, ohne Priester und Ministranten setzte sich der schwarze Wagen in Bewegung. Kein schwarzumflortes Kreuz war darauf.

„Schneller! Schneller!" rief der Commissär noch einmal, und der Kutscher setzte die Pferde in so scharfen Trab, daß der alte Pedell der Universität in seinem langen rothen Talar, das Pedum in der Hand, kaum nachkommen konnte.

Eine Minute später war der Wagen durch das Thor verschwunden.

Smetana's philosophisches Hauptwerk: „Der Geist, sein Entstehen und Vergehen, philosophische Encyclopädie" liegt noch ungedruckt in seinem Nachlasse.

Dichtungen von Alfred Meißner.

Journalstimmen über die neue Auflage.

Nationalzeitung. Der mächtigste Zug in Meißner's Gedichten ist die Idee der Freiheit, das Streben, die Kämpfe und Irrungen unseres modernen Lebens poetisch zu gestalten. In dieser Poesie des Gedankens oder, wie man sie genannt hat, des Geistes, verdienen die Dichtungen Alfred Meißner's eine hervorragende Stelle. Ein edles kühnes, für die Entwickelung der Menschheit schwärmendes und begeistertes Herz schlägt in ihnen. Das ist doch ein ganz anderer Klang, als das Gläserklingen aus Waldmeisters Brautfahrt, oder das fromme, mittelalterliche Geläut aus Amaranth! Es ist ein Schwung, ein Feuer in diesen Gedichten, die den Leser selbst wider Willen ergreifen und fortreißen.

Jahreszeiten. Die zwei Bände Dichtungen von Alfred Meißner gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen der Literatur. Meißner hat den Rubicon einer herkömmlichen Recension längst überschritten. So lange er auf unserm Bücherbord steht, wohnt er auch in unserm Herzen. Er ist der Dichter der Liebe, der Jugend und der Schmerzen, dieser heiligen Dreieinigkeit des Lebens, und ein liebendes, ein jugendliches, ein schmerzlich bewegtes Herz wird ihn lesen und sich erfreuen, sich wiederfinden und heilen und getröstet sein. Meißner will nicht, wie mancher Dichter, blos gelesen und bewundert, er will empfunden sein, er ist ein Dichter, dessen Lippen das Echo jeder Brust wiederhallen. Der zweite Band bringt Meißner's berühmten „Ziska". Wessen Freund wäre er nicht schon, seit er in des Dichters Pult das Licht der Welt zum zweiten Male erblickte. Wir nennen Humboldt den zweiten Entdecker Amerikas, und den Dichter dürfen wir als die Kraft bezeichnen, welche den Helden wiederum erschafft. Man hat dem Meißner'schen Gedicht den Vorwurf gemacht, daß es keine Einheit der Form aufweist, und mit Recht. Aber wir dürfen uns für diesen Mangel mit der Einheit der schönen Gedankenform entschädigen. Kraft des Ausdrucks, Riesenstärke des Heldenthums und Reinheit der Gesinnung geben einem Epos die wahre Weihe, und sie machen das Meißner'sche zu einem Mustergedicht.

Schlesische Zeitung. Die Dichtungen Meißner's sind Eigenthum des deutschen Volks geworden, denn er gehört zu den wenigen Auserwählten, die nicht blos eine vorübergehende, sondern eine wohlverdiente, dauernde Anerkennung fanden.

Hamburger Nachrichten. Von den vor 1848 gefeierten Sängern hat sich Alfred Meißner in vorzugsweiser Geltung behauptet. In seinem „Ziska" verklärt er die böhmischen Nationalerinnerungen in einer ihrer thatenreichsten Episoden und in seinen „Gedichten" leiht er dem Schmerz der bedrückten Völker seine anklagende Stimme, ohne darum den Leiden und Freuden des Herzenslebens sein jugendliches Untertauchen schuldig zu bleiben. Das Buch der Gedichte sowohl, wie das Epos von „Ziska" sind jetzt in achter Auflage erschienen. Wir können die Verkündigung eines so seltenen Erfolgs, wie ihn Meißner an den Erzeugnissen seiner Jünglingsjahre erlebt, nur mit der Bemerkung begleiten, daß Gedichte wie „Das Ende der Gironde" oder „Die Schenke" und daß ganze Partien des „Ziska" auch auf uns heute noch denselben Zauber wie in früheren Tagen ausüben. Manche Stücke sind sogar darunter, deren Ahnungen der Verlauf der Geschichte zu einer überraschenden Klarheit des Vorgefühls erhoben hat.

Endlich führen wir die Worte von **Theodor Althaus** an: In diesen Lebensbildern schlagen die Wellen, die unsere Gegenwart bergen, aber es ist nicht bloße Lust am Strömen und Weiterrauschen nach den Gefilden der neuen Welt, sondern der Kampf des Lichts mit den dunklen, verwüstungdrohenden Fluthen. Sehr viele dieser Gedichte sind unbedingt neben Byron und Lenau zu stellen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smetana, Augustin,

Geschichte eines Excommunicirten eine Selbstbiographie

Leipzig 1863

Biogr. 1098 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066987-2